



Begegnungen 2/2016

Zeitschrift der
Katholischen Lehrer- und Erziehergemeinschaft

Inhaltsverzeichnis

Zum Titelbild _____	2
<i>Helmut Schlacher</i> : Zu diesem Heft _____	3
<i>Josef Fink</i> : Meine Gebete _____	5
<i>Helmut Schlacher</i> : Erinnerung an die zwei Weihekollegen Josef Fink u. Martin Gutl _____	5
<i>Karl Mittlinger</i> : Ein Stück gemeinsamen Weges mit Martin Gutl _____	9
<i>Martin Gutl</i> : Nicht fliehen, hindurchgehen _____	11
<i>Gertrude Ulbel-Reiter</i> : Aller Anfang ... Aus dem Tagebuch einer Junglehrerin _____	12
<i>Edeltrude Pelikan</i> : Unter der Walze des Hitlerismus. 5. Teil: Abgeordnet in die Untersteiermark _____	15
<i>Wolfgang Kapfhammer</i> : Josef Fink und seine Kapelle im Hirtenkloster _____	23
<i>Josef Fink</i> : Meine Kapellengestaltung im ehemaligen Hirtenkloster _____	25

Berichte

<i>Barbara Liberda</i> : Unser Jakobsweg 2015 _____	27
<i>Maria Gobiet</i> : Fahrt ins Zirbenland _____	38

Buchempfehlungen

Sakral : Kunst. Innovative Bildorte seit dem II. Vatikanischen Konzil in der Diözese Graz-Seckau (M. Gollowitsch) _____	42
Ernst Goll, Eine Nachlese (W. J. Pietsch) _____	44

Aus unserer Gemeinschaft

Wir trauern _____	46
<i>Karl Haas</i> : Zu weiteren Fahrten unserer Gemeinschaft _____	46
<i>Roswitha Von der Hellen</i> : Weitere Fahrten _____	48
Seggauberger Familiensingwoche 2016 _____	49
<i>Galerie Carneri</i> : Die Kapellenfenster von Edith Temmel im Haus Carnerigasse 34 _____	50
Karl Haas: Zu guter Letzt _____	50
Kalendarium _____	52

Zum Titelbild

Tanzender Christus

Josef Fink hat den kosmischen Tanz der Gestirne auf sein eigenes Jenseits angewandt: „Wenn ihr bei meinem Tod nicht tanzen könnt, seid ihr selber schuld.“

„Ich weiß, dass ich tanzen werde für immer.“

„Ich werde meinen Geburtsschrei hören und ertrinken im Tanz.“

Deshalb hat er die Glaswand der Aufbahrungshalle in Graz - St. Veit „Tanz seliger Geister um den Gekreuzigten“ benannt.

Auf unserem Titelbild hat Werner Gobiet die tanzenden seligen Geister aus formalen Gründen farblich sichtbar gemacht.

Im Original sieht die Wand so aus:



Foto: Stefan Amsüss

Zu diesem Heft

Helmut Schlacher

Zwei große Priestergestalten hätten heuer ihr fünfzigstes Weihejubiläum feiern können: Josef Fink und Martin Gutl.

Beide standen mit unserer Gemeinschaft, bzw. der Katholischen Aktion in Beziehung:

Josef Fink begleitete Wolfgang Kapfhammer als Mitgestalter der Kreativwochen in St. Georgen am Längsee und mich persönlich in der Galerie Carneri als Berater und Juror beim Kunstpreis für die Studierenden der Pädagogischen Akademien.

Martin Gutl hatte auf der 27. Jahrestagung 1974 in Seggau mit seinem Programm „Cabaret – M. G. live“ unsere Mitglieder begeistert erheitert. Im Studentenzentrum in der Carnerigasse feierten wir mit ihm eine berührende Gemeinschaftsmesse.

Die Beiträge dieses Heftes können nur Blitzlichter auf diese beiden „Jubilare“ werfen. Aber in ausgewählten Bildern und Texten soll die Erinnerung wach gehalten werden.

Über Josef Fink gibt es zwei um- und zusammenfassende Publikationen, die auch heute noch erhältlich sind:

1. Karl Pauritsch. Eine Rose und ich. Josef Fink – sein Vermächtnis. Weishaupt Verlag 2001, 295 Seiten mit zahlreichen Fotos. Erhältlich bei www.weishaupt.at, A-8342 GNAS.

„Meine Rose und ich“, schreibt der Autor, Freund, Mentor und Sammler von J. Fink, Karl Pauritsch, „ist wie eine zu gering gemessene Bringschuld für die vier Jahrzehnte währende Freundschaft mit *Sepp Fink*. Für gemeinsam Erlebtes auf den großen Reisen und Aufbrüchen in der Zeit der ‘wilden Kapläne’ der Sechzigerjahre. Zugleich Dank für seine ansteckenden Visionen sowie dafür, mit seinen Augen die Dinge anders zu sehen und zu lesen gelernt zu haben ... Sein Werk beginnt mit seinem Tod ein neues Leben. Sein Vermächtnis hat als künstlerisches und persönliches Zeugnis ohne Zweifel überzeitlichen Bestand. Ihm selbst ist zu

wünschen, dass er nun seinen Traum lebt – *auf ewig zu tanzen im unaufhaltsamen Morgen*“.

2. Josef Fink. *Wie eine helle Brandung*. Das künstlerische Werk. Herausgegeben von Johannes Rauchenberger und Roman Grabner. Mit kunsthistorischen Texten von Götz Pochat, Ulrich Tragatschnig und Roman Grabner, sowie mit persönlichen Porträts von Freunden und Wegbegleitern Josef Finks. Bibliothek der Provinz 2009, 374 Seiten mit zahlreichen Fotos. Erhältlich bei www.minoritenkulturgraz.at

Beide Bücher sind eine würdige Hommage an den Künstlerseelsorger Josef Fink.

Aufschlussreich mit einigen Links ist der Beitrag auf wikipedia.

Von *Martin Gutl*, dem Gründer der Telefonseelsorge in der Steiermark und Rektor des Bildungshauses Mariatrost gibt es sicherlich in jedem religiösen Haus Österreichs eines der vielen Gebets- und Meditationsbücher, gibt es vor allem in unserer Gemeinschaft auch viele, die eine persönliche Begegnung mit ihm haben durften. Die Wiederauflage des Sammelbandes mit einer Auswahl aus seinen Texten „Martin Gutl. In vielen Herzen verankert“ habe ich im Heft 2/2014, auf Seite 66 besprochen. Wir sind dem Autor obigen Buches und dem Nachlassverwalter Martin Gutls, Karl Mittlinger dankbar für seine prägnante Würdigung des Lebenswerkes Martin Gutls.

Wer Texte sucht oder veröffentlichen möchte, wende sich bitte an: karl.mittlinger@gmx.at

Herzlichen Dank an Werner Gobiet für die Fotos und die Gestaltung des farbigen Mittelteils: Die „Finkkapelle“ im ehemaligen Hirtenkloster.

Josef Fink: Meine Gebete

Aus: Josef Fink: Hülle mich ein; Grafik: Edith Temmel, Verlag Styria 1988

*Meine Gebete
kehren
in Scharen heim*

*Wie müde sie sind
wie zerzaust*

*Ein paar sind
Engel geworden*



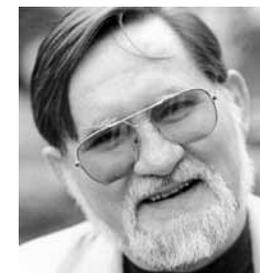
Erinnerungen an zwei verstorbene Weihekollegen, die heuer ihr 50. Priesterjubiläum gefeiert hätten

Beide Künstlernaturen, Sepp und Martin waren schon im Priesterseminar durch ihre Kreativität aufgefallen.

Helmut Schlacher

JOSEF FINK

Sepp, der „Schmierfink“ wie er genannt wurde, weil es auch andere „Fink“ unter der Priesterschaft gab, imponierte uns mit seinen Grafiken, die er, damals schon großzügig, gerne herschenkte. Einige hüte ich noch in meiner Sammlung. Am eindrücklichsten ist mir aber ein Faschingdienstag in Erinnerung, als er das ehrwürdige Refektorium



Josef Fink

mit riesigen Filmplakaten behängte – sie verbargen die strengen Jesuitenheiligen. Der ebenfalls schon verstorbene Luis Wonisch war der Witzmacher. Und wenn einmal die Pointe nicht zünden wollte, brauchten wir nur den Karl Stiegelbauer – jetzt Pfarrer von Preding – zum Lachen anstiften, und dieser brachte mit seinem „Wachalowskygelächter“ den Saal zum Brüllen.

Viele Jahre später, Sepp war Rektor des Kulturzentrums bei den Minoriten, brachte uns die Kunst wieder zusammen. Das kam so: Als Seelsorger für die Studierenden an den pädagogischen Akademien richtete ich in der Carnerigasse 34 im Parterre ein kleines Studentenzentrum mit Mensa ein. Die Wände waren nackt. Mit Plakaten wollte ich mich auch nicht zufrieden geben. So fragte ich Sepp einfach, ob er mir nicht Künstler vermitteln könnte, die Originale leihweise zur Verfügung stellen. Da sagte er: „Mach eine Galerie auf. Ich bringe dir die Künstler, und du brauchst nur ein paar Doppler bei der Vernissage bereitstellen.“ (Mir war der Begriff schon entfallen, obwohl die Thörler Jugend meine Kaplanstätigkeit mit dem Motto: „Im Zeichen des Doppelliters“ benannt hatten, als ich ein Transparent meiner Primiz in Gasen zeigte, das meinen Kelch darstellte).

Die Verbundenheit mit Sepp dauert noch heute, lang nach seinem Tod. Denn seine Künstlerfreundin Edith Temmel hat nicht nur die Fenster der neuen Kapelle in der Carnerigasse geschaffen – sie sind im 3. Stock des neuen Wohnhauses Carnerigasse 34 wieder zugänglich – und hat öfter bei mir ausgestellt. Sie ruft in Gesprächen bei sporadischen Treffen immer wieder Erinnerungen an Sepp wach, und führt gewissermaßen seine Künstlerseelsorge bei den jährlichen Künstlerklausuren fort. Außerdem waren Sepp und Edith öfter in der Jury des Kunstpreises der Galerie Carneri, den ich eingeführt hatte, und garantierten so eine Qualität der Werke, für die Studentinnen und Studenten, heute renommierte Künstler den Preis erhielten.

Als kleine Hommage bringen wir in diesem Heft die Beschreibung der Kapelle im Hirtenkloster und die Würdigung von Wolfgang Kapfhammer.

MARTIN GUTL

Beide Priesterkollegen wirkten durch ihre dichterischen Werke. Bei Fink drang die Ästhetik durch, bei Gutl die Nähe zur Seelsorge, er war ja auch der Gründer der Telefonseelsorge.

Zwei Episoden mit Martin habe ich nicht vergessen. Martin war schon im Knabenseminar dafür bekannt, dass er fleißig seinen Wortschatz bereicherte. Er getraute sich sogar, vor uns laienhaftem Publikum einen theologischen Vortrag zu halten. Bei der wichtigsten Passage wollte er, zur Bekräftigung seiner Aussage auf einen kleinen Sprengkörper treten (ein Stoppel für einen „Stoppelrevolver“). Doch er verfehlte in der Aufregung den Stoppel. Die Aufmerksamkeit hatte er, aber im Gelächter.

Martin und ich wurden 1965 zu Diakonen geweiht und mussten, da wir Jahrgang 1942 waren, ein Jahr bis zur Priesterweihe warten. In den Ferien trampelten wir zuerst zu den Salzburger Hochschulwochen, dann weiter nach Freiburg und Straßburg, wo wir 14 Tage lang in einer Arbeiterpfarre praktizierten, predigen durften, und Hausbesuche machten.

Auf der Fahrt dorthin stellte Martin empört fest: „Du hast aber viel Gepäck!“ Worauf ein Blick auf unsere Sachen lehrte, dass tatsächlich eine Tasche zu viel war. Die Nachschau ergab, dass die Tasche



Martin Gutl 1966



Martin Gutl und Helmut Schlacher beim Pastoralpraktikum in Straßburg

einem luxemburgischen Studenten gehörte. Martin hatte die Tasche mitgenommen in der Meinung, es sei meine. Schnell ließ der bei der nächsten Tankstelle unseren freundlichen Fahrer anhalten, wechselte auf die andere Seite der Autobahn und trampelte nach Salzburg zurück. Mir gab er die Adresse der Familie in Freiburg, wo er in den Ferien als Feriapraktikant bei Burda gewohnt hatte. Ich fand tatsächlich die Familie, die mich Fremden gastfreundlich aufnahm, weil der „Martin ja so ein lieber Mensch ist“. Um Mitternacht kam dann Martin tatsächlich auch an. Unser Aufenthalt in Straßburg hat uns beide geprägt: Pfarrer und Kapläne wohnten nicht in einem Pfarrhaus, sondern im Parterre eines Hochhauses. Sie wollten mitten unter den Leuten sein.

Auch mit Martin dauert meine Verbundenheit noch heute, wenn ich zu Gottesdiensten seine Texte hervorsuche, wenn ich, wie er bei Studentengottesdiensten die Gebete frei gestalte.

Ein Stück gemeinsamen Weges

Karl Mittlinger

Im Bischöflichen Seminar („Knabenseminar“) versammelten sich Buben aus dem ländlichen Raum mit dem Ziel, Priester zu werden. So traf ich im September 1957 auf den um 5 Jahre älteren Martin Gutl (1942–1994), der zu dieser Zeit bereits eine ganz außerordentliche Sensibilität für die Sorgen und Anliegen der Kirche entwickelt hatte, ganz im Sinne der damaligen Kirche gründete er einen „Missionszirkel“, dem ich auch angehören durfte. Sein Weg führte ihn in den Priesterberuf, ich blieb im Laienstand, unsere Wege aber verknüpften sich und in seinen letzten Lebensjahren wohnten wir Tür an Tür.

Nach Kaplansjahren in Mürzzuschlag wurde er Studentenseelsorger in Graz und war Mitbegründer der Telefonseelsorge, nach einem „Zwischenspiel“ im Zisterzienserkloster Rein und einem kurzen „Abstecher“ in die Pfarrseelsorge wurde er Rektor des Bildungshauses Mariatrost und damit der Priester im Führungsduo, mir war der Part als Direktor zugeteilt.

Im Folgenden einige persönliche Einblicke in seine Persönlichkeit.

Das Lied "Der Engel des Herrn" in der oststeirischen Melodie wurde bei unseren Wanderwochen in Südtirol ganz selbstverständlich zum Abschluss des Abendgebetes angestimmt, weil wir wussten, dass er es innig liebte. Wenn er, in sich zusammengesunken betete, war er ein Kind, das mit großen Augen alles von der Mutter erwartet. Sein Gottvertrauen war grenzenlos.

Tränen lachten wir, wenn er in seiner umwerfenden Art sein Ursteirisch hervorkramte und köstliche Anekdoten auftischte. „Gscheit wull, Hochwürden, oba souvül laa san ihnare Biacher, nur a poa ZaIn auf jeda Seitn“, soll ihm einmal ein altes Bäuerlein als sehr bedenkenswerte Kritik gesagt haben. In solchen Momenten war Martin ganz das Kind aus dem Volke, der in unnachahmlicher Weise in der Sprache seiner Heimat lebte und atmete, er stammte ja aus einer kleinbäuerlichen Familie in Mühldorf bei Feldbach.

Wortgewaltig konnte er von der Kanzel donnern, ein zweiter Abraham a Santa Clara, mit jugendlichem Eifer war er bei seiner Sache, er wäre sofort dabei gewesen der Vertreibung der Händler im Tempel. In den letzten Jahren wurde er zunehmend ruhiger, das für seinen Gott eifernde Herz

weitete sich, gelassener und voll Verständnis für die Sorgen und Fragen der Menschen wurde er zur Notrufsäule in den Stürmen des Lebens, zum letzten Halt für viele Stürzende. Bis ins Innerste aufgewühlt kam er bisweilen in mein Büro und bezeichnete sich als den Mistkübel der Stadt: Alle Probleme, nervenzermürende Berichte über zwischenmenschliche Katastrophen würden in ihn hineingekippt und er müsse dann schauen, wie er damit zurechtkomme. Wie oft sagte ich ihm, er müsse lernen, sich besser abzugrenzen. Dann meinte er ganz leise, er könne als Priester nicht anders.

Wie selten jemand hat Martin seinem Namenspatron nachgeeifert, ganz unruhig wurde er, wenn er seinen Besuchern nichts schenken konnte. Da er sich nie an Besitz und schöne Dinge klammerte, griff er oftmals ganz spontan zu jenen Geschenken, die er selbst bekommen hatte. Wir betrachteten solche Szenen oft amüsiert, es bestand ja immer die Möglichkeit, dass jemand einmal sein eigenes Geschenk zurückbekommen könnte.

In seinen „stürmischen“ Jahren, in denen er von einem Termin zum anderen jagte, war Martin für seinen großzügigen Umgang mit dem Begriff Zeit berüchtigt. Nein, nicht im letzten Augenblick kam er angerast, vom „letzten Augenblick“ bis zum tatsächlichen Eintreffen verging in schlechteren Fällen auch eine Stunde oder mehr, wie manch ein Pfarrer zu berichten weiß, dem dabei noch heute Schweißperlen auf die Stirne treten.

Reden konnte er. Er hatte die beneidenswerte Fähigkeit, ohne viel Vorbereitung, aus dem Stegreif, zu jedem Thema zu sprechen. Ein Wort ergab das nächste, ein Satz erzeugte den nächsten. Ich glaube, dass in seinen Reden etwas mitschwang, was hinter den Worten stand: sein unverbrüchliches Gottvertrauen, seine kindliche Ergebenheit in den Willen Gottes. Das hörten die Menschen, das verstanden sie. Und das konnten sie in seinen Büchern nachlesen, seine Texte gehören bis heute, 20 Jahre nach seinem Tod, zu den lebendigen Zeugnissen seiner Spiritualität, Titel wie „Der tanzende Hiob“ (1975), „Loblied vor der Klagemauer“ (1978), „Alles ist Botschaft“ (1986), „In vielen Herzen verankert“ (2014) uva., zeigen uns einen von Gott Ergriffenen.

Worte, das wusste er selbst sehr gut, sind nicht das Endgültige. Deshalb ging er immer stärker den Weg nach innen. Große spirituelle Meister wie Bruder David Steindl-Rast waren in dieser Zeit in Mariatrost anzutreffen.

Zu seinen ergreifendsten Erlebnissen gehörten für ihn wohl das Wandern in der Wüste Judäa, der Aufstieg vom Katharinenkloster auf den Mosesberg im Sinai und der Besuch der Johannesgrotte auf Patmos. Mit kindlicher Freude und Dankbarkeit sog er diese Eindrücke ein und zehrte jahrelang davon. Viele gemeinsame Wander- und Meditationswochen haben wir geleitet: Wir brauchten keine langen Absprachen, wir kannten uns.

Als es an sein Sterben ging, wiesen seine Hände immer wieder in neue Räume: Er zeigte aus dem Fenster auf den Horizont und meinte, dahin, an diese Grenze werde er gehen. Für mich war sein Sterben seine eigentliche Meisterschaft: Mag manches in seinem Leben an der Oberfläche geschwebt sein, als es darauf ankam, war er ganz konzentriert auf das Wesentliche. Er betete er mit den Besuchern für deren Anliegen und segnete sie. In seinem Händedruck war der Abschied zu spüren, auch wenn seine Worte noch Zuversicht ausdrückten und er bis zuletzt Pläne für die Zukunft schmiedete. Ergreifend und erschütternd war für mich seine Entschuldigung, dass er mich die ganze Arbeit im Bildungshaus tun lassen müsse. Einmal schrieb er mir: „Wüste und Quelle sind für uns beide, Karl, Sinn-Bilder in Mariatrost geworden“.

Martin Gutl: Nicht fliehen, hindurchgehen!

Aus: Martin Gutl: Loblied vor der Klagemauer; Verlag Styria 1978

Du sollst nicht ohne Erde
in den Himmel kommen.
Gott ist Mensch geworden,
um den Himmel in der Erde zu
verankern,
um im Leib das Licht
anzuzünden,
um das Starre zu beseelen.
Um das Leben zu verdichten.

Gott ist Mensch geworden
als Hilfe für den Menschen.
Nicht um unser Denken
mit neuen Dogmen
zu belasten.

Aller Anfang ...

Aus dem Tagebuch einer Junglehrerin

Gertrude Ulbel-Reiter

So, 21. September 1958

Seit gestern wohne ich also hier in L., an meinem ersten Dienort. Er liegt im südsteirischen Grenzland, wunderbar eingebettet in sanfte Hügel mit Weinkulturen und Obstgärten. Landschaftlich gefällt es mir ja sehr gut hier – nur – ein bisschen weit weg von zu Hause ist es halt. Nach den vielen Versuchen, ein annehmbares und billiges Zimmer zu bekommen, bin ich schlussendlich auf dem Dachboden der Schule gelandet. Der kleine Raum war vorher ein ausgedientes Lehrmittelkabinett, vollgestopft mit Gerümpel, alten Bildern und vergessenen Schülerarbeiten. Die Scheiben des winzigen Dachflächenfensters haben Sprünge, der Kitt löst sich, auch wenn man die Rahmen noch so vorsichtig anfasst. Den Holzfußboden habe ich gestern dreimal gerieben, bis er einigermaßen sauber war. Möbel besitze ich zwar keine, aber ein altes Bett ließ sich auftreiben, als „Nachtkästchen“ verwende ich einen Stuhl mit abgesägter Lehne, ein alter Militärspind enthält meine wenigen Habseligkeiten, und in einer Nische befindet sich mein „Waschplatz“, bestehend aus einem Stockerl mit Wasserkanne, Schüssel und Eimer – übrigens meine ersten Anschaffungen, die ich beim Greißler des Ortes tätigte. Das Wasser ist aus einem unteren Stockwerk heraufzutragen und das Schmutzwasser entsorgt man über das meinem Zimmer gegenüberliegende „Plumpsklo“. Das Herzstück meiner Kemenate bilden aber zwei überdimensionale austrangierte Katheder mit einer Art Sprossenzaun um die Tischplatte herum und ein riesiger Eisenofen, dessen mächtiges Rohr sich beinahe über die ganze Wand erstreckt.

Übrigens wohne ich nicht allein in diesem Dachgeschoß; ein Kollege unserer Schule und ein pensioniertes Lehrerehepaar sind die anderen Mitbewohner. Frau P. versorgte mich gleich mit dem Notwendigsten und bestellte für mein Zimmer auch einen Glaser sowie einen Maler, sodass ich wenigstens diese große Sorge los bin. Von meinem Fenster aus sehe ich

direkt in den Kirchhof, der auch zugleich der Schulhof ist. Ich ging am Vormittag in die heilige Messe und war überrascht, dass so viele Leute da waren. Ich erfuhr, dass zum Pfarr- sowie zum Schulsprengel eine große Anzahl von Umgebungsgemeinden gehört. Ich traf auch den Herrn Direktor unserer Schule, der zugleich Organist und Leiter des Kirchenchores ist. Nach dem Gottesdienst erläuterte er mir das Wichtigste für den ersten Schultag; aus einem Vorgespräch wusste ich schon, dass ich die erste Klasse an der Knabenvolksschule bekomme und nach der neuen Ganzheitsmethode unterrichten sollte. Vorsorglich habe ich mir schon etliche Fachbücher dazu bereitgestellt, aber Erfahrung damit haben weder ich noch ein anderer Lehrer unserer Schule. Der Herr Direktor wies mich auch an, noch schnell Informationsbriefe an die Eltern zu verfassen und sie morgen auszuteilen. Na, das fängt ja gut an!

Ich kochte mir aus Neskafeepulver und Trockenmilch einen Kaffee und überflog die Schülerliste: Mir stockte der Atem; es waren über 50 Schulanfänger, dazu einige Repetenten und ein paar Sonderschüler mit bis zu zwei Jahren Altersunterschied. Diese hätten – wie ich gleich erfuhr – nach der synthetischen Lesernmethode angefangen, aber das Lesen nicht erlernt. Sie kennen allerdings teilweise die Buchstaben, ein Umstand, der aber bei der Ganzheitsmethode nicht wünschenswert ist. Ich werde ja mit ganzen Wörtern und Sätzen in der Schreibschrift beginnen. (Wenigstens einige gut geeignete Vornamen für den ersten Text habe ich entdeckt, es gibt sogar zwei Ottos – für den ersten Satz: Otto ist da.)

Mo, 22. Sept.

Heute war 1. Schultag – im Leben der Kinder und für mich als Lehrerin! Wer wohl mehr aufgeregt war? – Na, besonders wohl ist mir noch nicht zumute – ich muss den ganzen Tag erst richtig verarbeiten! Ich werde den Eindruck wohl nie vergessen, wie sich das große Klassenzimmer immer mehr füllte und ich mich einer unüberschaubaren Menge von Köpfen gegenüber sah. Fast alle Kinder waren mit einem Elternteil hier, einige Mütter hielten noch Kleinkinder oder Babys im Arm, manche Buben drängten sich mutig in die klobigen Viererbänke, andere wagten

sich keinen Fußbreit vom Rockzipfel der Mutter weg, einige weinten herzzerreißend und wollten so schnell wie möglich wieder heim. Ich thronte auf einem Podium mit einem ebenso wuchtigen Katheder, wie ich deren zwei in meinem Zimmer hatte. Hinter mir befand sich eine grauschwarze Tafel mit Seilzügen, daneben eine überdimensionale Rechenmaschine. Ich holte einmal tief Luft und begann mit dem Vorlesen der Schülernamen, die ich vorher mühevoll nach dem Alphabet gereiht hatte. Gott sei Dank waren mir dabei die Eltern eine Hilfe, denn manche Kinder brachten keinen Ton heraus, sagten auch ihre Namen trotz Aufforderung nicht, und einige besonders Gescheite behaupteten, dass sie nicht Josef oder Johann heißen, sondern eben Pepi und Hansi. Mit der gegenseitigen Verständigung hatten wir ohnedies Mühe, denn hier wird eine sehr eigenwillige Mundart gesprochen, das Hochdeutsch wird wohl für viele eine Fremdsprache sein. Als unverhofft die Klassenzimmertür geöffnet wurde, meldete gleich einer der Schulanfänger: „Bitt, do hot oana einagspeacht!“ Auch dass man hier zum Klo „Aburt“ sagt und für die dort verrichteten Tätigkeiten nicht sehr zimmerreine Ausdrücke verwendet, habe ich staunend zur Kenntnis genommen. Soweit es möglich war, habe ich dann die Eltern kurz hinausgebeten und mit den Kindern erste Kontakte aufgebaut. Sie sind wirklich sehr lieb in ihrer großen Erwartungshaltung! Wir haben uns gemeinsam das Klassenzimmer angeschaut und besprochen, was morgen mitzubringen sei und was die Eltern laut Mitteilungsblatt einkaufen sollen. In der 2. Stunde kam dann glücklicherweise schon der Herr Katechet, und ich war vorderhand von Aufregung und Anspannung erlöst.

Unter der Walze des Hitlerismus

Meine Erlebnisse als österreichische Lehrerin (1938 – 1945)

Edeltrude Pelikan

5. Teil: Abgeordnet in die Untersteiermark

Am 21. Mai 1941 überreichte mir der Schulleiter in St. Stefan ob Leoben während des Unterrichts ein Schreiben des Reichsstatthalters in der Steiermark, das meine Abordnung in die Untersteiermark verfügte und mich anwies, mich am 25.5. in Marburg resp. Graz zu melden. Zuerst schreckte ich mich, denn es gingen wilde Gerüchte um über die Zustände in dem erst wenige Wochen [zuvor] besetzten fremdsprachigen Gebiet [die Untersteiermark war seit 16. 4. 1941 wieder Teil vom „Gau Steiermark“]. Dann aber überkam mich plötzlich und mit jäh anspringender Freude die Erkenntnis, daß dies – ganz egal, was noch kommen werde – ein Ende des Gegenwärtigen bedeute, ein Aufhören der kaum mehr zu ertragenden Qual. Ich führte damals infolge der Erkrankung einer Kollegin zwei Klassen und war gerade dabei, die Kinder einen Brief an ihre kranke Lehrerin schreiben zu lassen. Ich weiß noch, mit welchem inneren Jubel ich dann, die Kinder ruhig weiter arbeiten lassend, sofort die Amtsschrift abschloß und auch vor einer bald zu mir in die Klasse kommenden Kollegin, die denselben Wisch erhalten und darüber furchtbar entsetzt war, meine Freude nicht verbergen konnte, obwohl ich damals darauf trainiert war, meine wahren Gefühle meiner immer falschen Umgebung gegenüber zu tarnen. Mit strahlendem Gesichte verabschiedete ich mich nicht nur beim Schulleiter, der sich von dieser seiner heimlich in die Wege geleiteten Aktion wahrscheinlich eine andere Wirkung erhofft hatte und mich auch verhalten wollte, bis inkl. 24.5. an seiner Schule Dienst zu machen, sondern von allen Stefanern [Bewohner von St. Stefan ob Leoben], die mir gut gesinnt waren und die alle die Hände über dem Kopf zusammenschlugen über meine unbändige Freude. Ich aber wußte, daß es im Feindesland nicht ärger kommen konnte, als es hier schon war. Nur einmal heraus aus dem Intrigenkessel, der mich von allen Seiten aalglatt einschloß, aus dem

es kein Entrinnen zu geben schien, der mich nur ins Irrenhaus oder ins KZ entlassen wollte!

Nun aber winkte ein neues Leben! Und die Freude darüber wurde bald weniger durch die bange Furcht auf das Kommende als durch die bis dahin zurückgestellte Erkenntnis getrübt, daß wir, meine liebe Mama und ich, uns jetzt trennen mußten. Der Gedanke, gerade jetzt in der schwierigen Zeit meine arme Mama alleine lassen zu müssen, fiel mir, je näher der Tag der Abreise kam, je mehr wir von unseren Habseligkeiten zusammenpackten, immer mehr aufs Herz. Freilich blieb Mama nicht in Kalwang zurück, das wäre ganz ausgeschlossen gewesen, sondern sie ging mit mir nach Graz, mietete sich zunächst im Hotel ein und suchte sich dann ein möbliertes Zimmer. Wir glaubten, sie werde dadurch eher wieder eine Wohnung in Graz finden, und wir kämen dadurch wieder zu einem Heim.

Die Einreise in das besetzte Gebiet war für jedermann gesperrt. Auch wir, die hundert Lehrerinnen, die wir an diesem Sonntag verfrachtet wurden, reisten mit einem „Sammeltransportschein“. Mittags fuhren wir per Bahn von Graz ab, jede von uns getreulich begleitet von lieben Angehörigen, die uns traurigen Herzens in die so ungewisse Zukunft entließen. Was gingen für Gerüchte um! Ohne Handfeuerwaffen dürften wir unseren Posten nicht antreten, daher müßten wir erst schießen lernen etc. etc. Und das Merkwürdige und gleichzeitig Verdächtige war, es waren auf einmal nicht mehr hundertprozentige Nazis, die man da, wie in den ersten Wochen, in die Untersteiermark schickte. Ich traf liebe gute Bekannte, die genau so gehetzt und verfolgt waren wie ich. Hatte man mir erst vor kurzer Zeit bedeutungsvoll gesagt, daß nur ‚ganz Verlässliche‘ in die Untersteiermark abgeordnet würden, so schien man jetzt mit wenig Wertvollen ziemlich verschwenderisch umzugehen. Sollten wir wirklich Kugelfang sein? Das war eine bange, nicht ausgesprochene Frage zwischen Abschiednehmenden und Zurückbleibenden. Manche von uns hatten in der Überstürztheit ihrer Abreise nicht mehr Zeit und Möglichkeit gefunden, ihre Sorgenkinder mitzunehmen. Eine hatte ihren Neffen mit, eine andere eine Nichte, eine dritte hatte [für] ihren Hund keinen Kostplatz finden können und eine vierte kam sogar mit einer Katze an der Leine!

Knapp vor der Grenze mußten wir den Zug verlassen (die Bahnstrecke war durch die erst kürzlich stattgefundenen Kriegseinwirkungen verwüstet!) und in bereitgestellte Autobusse umsteigen. Mit ihnen ging's ins unbekannte Land. Ungefähr um 6 Uhr abends waren wir in Marburg [heute Maribor] und wurden vor einem von den Nazis kürzlich geräumten Kloster ausgeladen, durften unser Gepäck in den Hof schleppen und mußten dort vor der Lagerleitung „antreten“, das heißt: fast eine Stunde ohnehin schon ermüdet in Reih und Glied stehen und Weisungen und Verhaltensmaßregeln für das nun folgende dreitägige Lager von zwei etwas mehr als 20jährigen BDM-Führerinnen entgegennehmen! Und da waren auch 50jährige Kolleginnen darunter! Vor allem wurde uns eingeschärft, daß jedes Meutern über die schmutzigen Leintücher zwecklos sei; es seien schon sechs Lager vor uns auf diesen Leintüchern gelegen, und da keine anderen zur Verfügung stünden, könne man eben nichts daran ändern!! Zum Glück hatte ich eigene Bettwäsche mit. Wir hatten also drei Tage den Geist deutscher Erzieher einzusaugen, denen die Aufgabe zufiel, auf fremdem Boden deutsche Kultur zu verbreiten. Man versprach uns, niemals eine alleine in einem Ort einzusetzen, weil diese Einsamkeit seelisch nicht tragbar sei, man ließ uns großzügig den Dienort wählen (die Städte kamen nicht in Frage – die waren, wie sich später herausstellte, den Nazis vorbehalten – und von dem übrigen Lande hatten wir doch keine Ahnung!!), man versicherte uns, daß für jede[n] von uns ein annehmbares Quartier bereits gesichert sei, und man versprach, die Unantastbarkeit der Wohnung in der Heimat genau zu schützen wie bei eingerückten Soldaten!

Im übrigen waren wir sehr streng gehalten, fast eingesperrt und sollten so wenig als möglich von der Stadt und ihrem Geschäftsleben kennenlernen. Mir machte es besonders Spaß, schon in der Früh zu entwischen, in die Messe zu gehen und nachher mein Frühstück in einem Kaffeehaus einzunehmen, wo damals ([der]für uns schon lang nur mehr vom Hörensagen bekannte) Bohnenkaffee mit Schlagobers angeboten wurde. Zum Morgenappell bei der Fahne, bei dem wir sorgfältigst abgezählt wurden, war ich schon wieder da! Wehe, wenn man mir daraufgekommen wäre, daß ich aus religiösen Gründen die „Disziplin“ des Lagers zu durchbrechen wagte! Ich

erstand auch ein Kilogramm gedörrte Zwetschken, die man – für uns unverständlich – frei auf dem Markt feilbot, erwischte noch eine Aktentasche und ein paar leere Geldbörsen und kaufte auch als Mitbringsel für Mama eine Flasche Slibowitz. Mehr hatten uns die Nazibonzen, die vor uns da waren, nicht übrig gelassen. Vielleicht hatte ich auch nicht das nötige Hamstergeschick. Geld hatten wir genug. Man gab uns sofort RM 300,-- in fremder Valuta als Vorschuß in die Hand und zahlte uns – die erste Woche – RM 8 bis 12 täglich neben unserem normalen Gehalt.

Nach drei Tagen wurden wir vereidigt und den einzelnen Kreisen zugewiesen, die uns auf unsere neuen Dienstposten schickten. Da erst spürten wir, die wir bis nun in der Herde getrieben worden waren, daß wir allein auf uns gestellt in fremdem Lande seien. Denn was sagte uns ein Ortsname, der uns genannt wurde? Ich wußte von Kerschbach [heute Crešnevec] nur, daß ich mit dem Zug um so und soviel Uhr in Richtung Pragerhof [heute Pragersko] zu fahren hätte und daß ein Schulleiter und eine junge Kollegin für zwei sechsklassige Schulen schon vorhanden seien.

So fuhr ich los. Ich war um ca. 6 Uhr abends in Pragerhof. Dort erfuhr ich, daß ich noch ein Stück weiter zu fahren hätte. Endlich nach 1 ½ Stunden setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Es regnete in Strömen. Ein Eisenbahner erklärte mir des langen und breiten, wo es für mich besser wäre, umzusteigen und warum so und weshalb nicht anders und versprach, mir behilflich zu sein. In vollständiger Unkenntnis der örtlichen Verhältnisse konnte ich ihm nur zustimmen und ihm im übrigen vertrauen. Vor der Baustelle eines in die Luft gesprengten Tunnels hielt der Zug, mein Gewährsmann schulterte meinen sehr schweren Koffer, und ich folgte ihm den ungefähr zehn Minuten langen Weg ins Dorf. Im Hausflur der Schule stellte er meinen Koffer ab – und ging.

Nun war ich ganz alleine. In der Kanzlei fand ich einen jungen Mann, der mich kaum verstand und mich ins Gasthaus wies. Dort verstand mich überhaupt niemand, und wenn unter den vielen Tunnelbauarbeitern nicht ein Tscheche gewesen wäre, der Deutsch konnte, wie hätte ich dann erfahren, daß der deutsche Schulleiter jede zweite Nacht in Lapriach [heute Laporje], dem anderen sechs Kilometer entfernten Schulort, sei und erst anderntags

wieder komme? Ich fragte nach meinem Zimmer. Da sei keines. Ich sollte in den Pfarrhof. Der Herr Pfarrer, sehr abweisend, schickte mich wieder ins Gasthaus zurück. Dort wies man mich wieder ab. Ich fragte nach dem Bürgermeister. Der sei beim Tunnelbau. Wie soll ich aber einen mir Fremden unter tausend Arbeitern, die nicht Deutsch verstehen, herausfinden? Ich fragte nach seiner Wohnung. Es war schließlich schon Abend, und einmal mußte er ja nach Hause kommen. Man zeigte mir den Weg an Pfarrhof und Schule vorbei und schickte mir schließlich einen Führer nach. Zufällig trafen wir den Bürgermeister bald unterwegs. Nun begann der Reigen von vorne. Zuerst ging er mit mir ins Gasthaus zurück. Aber auch er wurde dort abgewiesen. So gingen wir in den Pfarrhof. Der Pfarrer erklärte, nichts frei zu haben. Sein Bischofszimmer sei ohnehin für eine Lehrerin beschlagnahmt, diese sei heute in Lapriach, habe aber zufällig das Zimmer nicht abgesperrt, ich könne es also benützen. Ich weigerte mich aber, dies ohne ihr Wissen zu tun. Schließlich blieb mir aber auf die Bitten und das Versprechen des Bürgermeisters hin, der dann bis morgen Rat schaffen wollte, nichts anderes übrig. Mit Händen und Füßen gestikulierend, mußte ich dann noch von der Pfarrerköchin jedes einzelne Stück einer neuen Bettwäsche herausbitten. Inzwischen war es finster geworden. Elektrisches Licht gab es nicht. Kerzen hatte ich keine. So ging ich, nachdem ich ein Stück Brot, das ich noch bei mir gehabt, als Nachtmahl verzehrt hatte, ins Bett.

Das war mein Empfang in Kerschbach. Ist dies als böses Omen für die nun kommende Zeit aufgenommen worden, so hat es sich Gott sei Dank nicht bewahrheitet. Dank der außerordentlichen Kameradschaft unter den Einsatzlehrkräften und der großen Deutschfreundlichkeit der Bevölkerung gestalteten sich die ersten Wochen und Monate unvergeßlich schön. Ich empfand die Befreiung vom Drucke der Intrigen und die Aufrichtigkeit der Kollegialität so dankbar, daß ich mich mit Feuereifer in die Arbeit stürzte. Wir hatten genug zu tun. Vormittags unterrichteten wir an der einen Schule, nachmittags an der anderen, abends Sprachkurse für Erwachsene abwechselnd in Kerschbach und in Lapriach. Die Leute kamen in Scharen und waren mit Freude dabei. Ich korrespondiere heute noch mit Kursteilnehmern aus jener Zeit!

Aber schon im Juli begannen auch wir die Aussiedlungen [der einheimischen slowenischen Bevölkerung] zu spüren. Ich werde den Tag nie vergessen, an dem um 6 Uhr früh die Gestapo in Lapriach erschien und um 11 Uhr vormittags zwei Lastwagen voll unglücklich Weinender wegführte, die kraftlos vor Schmerz und bitterem Weh die Plachen der Wagen hoben, um ihrem Heimatdorf noch ein letztes Mal zuzuwinken. Ich wurde kreidebleich, als ich dies sah, und mir wurde totenübel im namenlosen Mitleid. Immer wird mir noch das schmale blasse Gesicht einer lieben Kursteilnehmerin, eingerahmt von schwarzen Konturen, gegenwärtig sein, deren Bruder man als Geisel erschossen hatte und deren alte kranke Mutter man deshalb mit ihrem halbwüchsigen jüngsten Sohn auch weggeführt hatte. Und ebenso unvergeßlich wie der junge Kaplan, den man mit 99 anderen als „Banditen“ in Cilli [heute Celje] erschoss, wird mir die zitternde Angst unseres alten Pfarrers sein, der sich tagtäglich vor dem Zugriff der Gestapo fürchtete und seine Pfarrkinder und ehemaligen Schüler um ihr Gebet bat. In solcher Stunde als „deutsche Lehrerin“ neben den Slovenen in der Kirche zu stehen, war eine bittere Situation. In dieser Zeit wuchs auch schon die Partisanenbewegung und vereinzelt fielen ihnen deutsche Einsatzkräfte zum Opfer.

Als im Jänner 1942 mein Schulleiter einrücken mußte, kam an seine Stelle – ein Kollege aus Kalwang! Und mit ihm die Erneuerung des obersteirischen Intrigenrummels. Seine erste Tat war meine Versetzung nach Gonobitz [heute Slovenske Konjice], wo fast nur Obersteirer beisammen waren und wo man mich wahrscheinlich endgültig unmöglich machen wollte. Ich ging in Krankenurlaub. Als dann durch zufälligen Wechsel des Schulrates meinem Rückversetzungsgesuch stattgegeben wurde, drückte er meine Versetzung nach Kerschbach durch. Wir wohnten nämlich schon seit Juni 1941 in Lapriach und machten fast ausschließlich nur dort Dienst. Er hatte aber noch immer die Schulleitung beider Schulen. Er wollte mich nicht nur von seinem Wohnort entfernen, sondern mich auch von meinen Kolleginnen isolieren. Doch hatte er diesmal die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Er hielt es nach seiner Praxis in der Obersteiermark nicht für möglich, daß es Kolleginnen gab, die es trotz des

angesagten Kesseltreibens gegen mich zu mir zu halten wagten. Sie fuhrten alle mit mir nach Marburg, und wir setzten abermals eine Rückversetzung durch. Als dann nach wenigen Wochen die Leitung beider Schulen getrennt und ich mit der Schulleitung in Kerschbach betraut wurde, wehrte ich mich nicht mehr gegen diese Versetzung, sondern zog die räumliche Trennung von den mir liebgewordenen Kolleginnen (die ja nur eine räumliche blieb!) dem Dienen unter seiner Leitung vor. Außerdem war ich mein eigener Herr und verfügte nicht nur über eine schöne Dienstwohnung, sondern auch über einen herrlichen Obstgarten.

Arbeit hatte ich in Hülle und Fülle. Nicht nur, daß alles neu eingerichtet werden mußte, es vieles zu restaurieren und adaptieren gab, hatte ich lange Zeit hindurch für die sechsklassige Schule nur eine einzige Lehrkraft, eine Kerschbacher Volksdeutsche. Dabei liefen elf Sprachkurse gleichzeitig. Abgesehen davon, daß man einer Frau in solch leitender Stellung – insbesondere auf dem Lande – immer Schwierigkeiten machen wird, verdoppelten und verdreifachten sich diese durch die immer mehr sich verschärfende politische Lage. Ich war die einzige deutsche Lehrkraft, meine liebe Mama, die seit Papas Tod immer bei mir war, und ich, wir waren also die einzigen Deutschen unter den 1600 slowenischen Einwohnern in Kerschbach! Es war daher für mich eine bloße Entlastung, als mich im Februar 1943 ein männlicher Schulleiter ablöste. Er war natürlich strammer Parteigenosse. Trotzdem er bald meine Einstellung erkannt haben mußte, war sein Verhalten korrekt und kameradschaftlich. Und als dann gerade die Kollegin wieder der Schule zugewiesen wurde, mit der ich die allerersten Wochen in Kerschbach beisammen war, lebten wir vier in herzlichem Einvernehmen. Die Erwachsenen-Sprachkurse hörten sich mit der Katastrophe von Stalingrad fast vollständig auf. Es kam einfach niemand mehr: „Wir haben kein Interesse mehr für Deutsch!“, sagten mir die Kursteilnehmer. Die Tätigkeit der Partisanen nahm immer mehr zu.

In diesen Beginn der Auflösung hinein kam die Nachricht von der Beschlagnahme unserer Wohnung in Kalwang, nicht nur der Wohnung allein, sondern der Wohnung samt den Möbeln für bombengeschädigte Reichsdeutsche! Wir brauchten nur die Wohnungsschlüssel zu schicken! Ich ging

zum Führer des Heimatbundes in Marburg, der uns damals so hoch und heilig die Wahrung unserer Wohnung versprochen und ausdrücklich gesagt hatte: „Und wenn man Ihnen die Wohnung nehmen will, dann kommen Sie zu mir!“ Und was sagte er jetzt?? Es seien nun andere Verhältnisse als vor zwei Jahren und ob ich nicht in die Untersteiermark übersiedeln wolle. Freilich mußten wir dies der vollkommenen Beschlagnahme vorziehen. Lassen wir die Möbel in der Wohnung, sind sie sicher verloren, nehmen wir sie in die Untersteiermark, sind sie wahrscheinlich verloren. So überlegten wir – und übersiedelten. Als wir die letzten Kisten in Kerschbach auspackten, fing der Mussolinirummel in Italien an! [Gemeint ist die Absetzung und Verhaftung Benito Mussolinis am 25. 7. 1943 in Rom.]

Josef Fink und seine Kapelle im Grazer Hirtenkloster

Erinnerungen an einen Freund

Wolfgang Kapfhammer

Als ich begann diesen Artikel zu schreiben, blätterte ich in den Büchern von und über Josef Fink. **Sein Lebenswerk ist so umfassend**, dass man sich fragt: Wie und wann schaffte er das alles?

Ich beginne mit seinen **Büchern**, die er als Seelsorger schrieb. Es sind sehr handfeste Betrachtungen zu den Themen „Gott im Alltag“ oder „Gott ist jung“ u.a. Seine **Dichtkunst** war oft wie glühendes Eisen und dann wieder zart und weltumfassend. Er malte mit Worten und ließ der eigenen Fantasie seinen Lauf. Er haderte mit seinem Freund Gott, wenn ihm der seelische und körperliche **Schmerz** zu viel wurde. Ich gab einst ein Bändchen mit seinen Negev-Wüsten-Zeichnungen und Gedichten heraus: **„Gewalmtes und Gehämmertes Land“**. Ich war fasziniert von seiner Poesie.

Er schrieb auch **Gottes Offenbarungen in seine Bildwerke**, die dadurch zu Prophetien wurden. Kein Maler konnte das so überzeugend wie er. Die Seligpreisungen in der **Kapelle im Hirtenkloster** sind ein gutes Beispiel dafür. Ob der Natur nahe, symbolisch oder abstrakt, sie waren meist Verherrlichungen Gottes und seiner universellen Schöpfung im Makro- und Mikrokosmos. Er war erfüllt von dieser unendlichen Weite und versuchte, sie anderen bildhaft in Erinnerung zu rufen, wie in dieser Kapelle. Diese Weite der Gottesverehrung suchte er auch in den vorchristlichen Religionen der Ägypter und Israeliten. Die **ORF-Filme**, die er drehte, widmeten sich ebenso der Schöpfungsgeschichte (z.B. Lanzarote, Israel).

Das von Fink gegründete **„Kulturzentrum bei den Minoriten“** war ein unruhiger Stachel im „braven“ steirischen Kirchenfleisch, das Angst vor der Säkularisierung hatte. Es zog viele Leute an, die sonst Schwellenangst vor kirchlichen Einrichtungen hatten. Junge Künstler aller Richtungen (Musik, Literatur, Bildende Kunst, Theater und Film) fanden eine lebendige Heimstadt, ein offenes Tor und Anerkennung ihrer Werke. **Das war Künstlerseelsorge!**

Auch ich durfte damals bei der eindrucksvollen Ausstellung „GOTT“ ein paar Bilder ausstellen.

Unsere Freundschaft begann so richtig im Jahr 1979, als ich ihn bat, die künstlerische Leitung bei der **„Werkwoche der Katholischen Aktion“** in St. Georgen am Längsee zu übernehmen. Drei Jahre werkten wir mit kunstinteressierten Familien und schufen verschiedenste Wunderwerke, bauten aus Seilen, Latten und Segeltüchern „Dome“ und tanzten in selbstbedruckten Gewändern in den lebendigen Gottesdienst. Unsere Zusammenarbeit bei der **Kapelle im Hirtenkloster** war deshalb erfolgreich, weil er die Vorgaben der Architektur zu nutzen wusste. Er schuf zeitgemäß mit erdigen Farben eine archaische Höhle, die mich an die frühchristlichen Katakomben und Felsenkapellen bei Göreme in der Osttürkei erinnern.

Seine Kosmische Ordnung (Galaxien) verbindet sich mit den Worten Jesu Christi (Selig-Preisungen) zu einer ganzheitlichen Weltanschauung der Nächstenliebe. Symbole dazu sind das Jeanskreuz als aktuelles Zeitkleid (jetzt der Kriegsflüchtlinge) und das „Vater-Unser“ in der Apsis der Kapelle.

Sepp Fink wählte niemals Schleichwege, er kämpfte mit offenem Visier, auch dann, wenn Kritik aus den eigenen kirchlichen oder politischen Reihen kam. Sepp und sein evangelischer Mitstreiter **Harald Seuter** nahmen zu gesellschaftspolitischen Tagesthemen Stellung, was manche aus den bequemen Federn hob. Auch der Rundfunk und die Kleine Zeitung waren seine Meinungsforen.

Als sich in der neuen **Kirche in Thal** die „Füchse gute Nacht sagten“ und der esoterische Kitsch Urstände feierte, war es uns beiden zu viel. Solch ein Trend, den das kirchliche Bauamt damals eingeschlagen hatte, muss in Zukunft verhindert werden. Das war das Ergebnis eines öffentlichen Podiumsgesprächs mit Grundsatzreferaten bei den Minoriten. Den **Steirischen Katholikentag 1981** konnten wir gemeinsam beim Rathaus am Hauptplatz gestalten. Die großen Bildtafeln von Edith Temmel und Alois Krenn konnten dann in der Kirche Graz-Süd ihre Heimstatt finden.

Sepp Fink war nicht nur eine vielseitige Künstlerpersönlichkeit, sondern auch ein vielseitiger, sehr **gläubiger Priester**. Seine knappen, aussagekräftigen Predigten zeugten davon. Seine Aussagen in Wort und Bild

wurden deshalb von Prälat Willibald Rodler als **prophetisch** bezeichnet. Propheten hatten bereits in Vorzeiten das Pech, im eigenen Land nicht als solche anerkannt zu werden. Da gab es immer ein Wenn und Aber. Sepp Fink wurde oft mit dem großen Wiener Theologen und Kunstförderer Otto Mauer verglichen, der den **„Otto-Mauer-Preis“** in Wien als Kirchlichen Kunstpreis gründete. Als ich vorschlug, den Steirischen Kunstpreis **„Josef-Fink-Preis“** zu nennen, stieß ich auf klerikale taube Ohren. Daher ist meine Schlussfolgerung: Wahrscheinlich muss ein **Prophet** angepasst und nichtsagend sein, und nicht ein glühender, leidenschaftlicher, farbiger, vielbegabter, unbotmäßiger, wahrheitsliebender, daher unbequemer, aber liebender Freund und Priester. Sepp kam einem breitbeinig wie ein Seemann entgegen. Von sich selbst wusste der geniale, oft einsame Mann, dass er straukeln kann. Er wusste aber auch Bescheid, wie schwer sein Kirchenschiff immer wieder ins Schlingern kommt. „Der werfe den ersten Stein ...!“

Josef Fink war als Priester und Künstler eine lodrende Fackel, die bis heute viel Licht geworfen hat. Leider ist sie zu schnell verbrannt.

Erklärung meiner Gestaltung der Kapelle im ehemaligen Hirtenkloster Graz

Josef Fink

Noch bevor ich wusste, unter welchem Thema ich an die Kapelle herangehen würde, dachte ich an Kreis- und Spiralbewegungen als mögliche Formen. Da waren einerseits die Drehbewegungen der Rollstuhlfahrer, da war die im weitesten Sinn „spiralgig“ vorgegebene Architektur von Kapfhammer und Wegan.

Da Kreis und Spiralen die Schöpfung in all ihren Bereichen beherrschen, von der Gen-Spirale bis zu den Galaxien, von den Schnecken und Ammoniten bis zu den Bewegungsabläufen bei Pflanzen, war die eine zentrale Form – die Spirale – gefunden: als schöpferisches Grundgesetz

sollte sie sich mehrfach in der Kapelle vorfinden; als Nachweis einer grundsätzlichen kosmischen Ordnung. So scheint sie in den (kreisförmigen) Türen des Tabernakels, als Gen-Spirale schräg rechts über diesem, in den diversen "Tanzbewegungen" der Teilchenspuren der (abstrahierten) Bläschenkammer, in den Zitaten aus der langobardischen Kunst und schließlich in der großen Galaxiespirale mit der Menorah (=siebenarmiger Leuchter als Symbol der siebenfachen schöpferischen Gotteskraft) auf; und unter dieser Milchstraße kommt sie noch einmal vor im Zitat einer steinzeitlichen Abstraktion, die Kosmos, Gott und Mensch in Tanzbewegung meint.

Die zweite große Form, die den Raum beherrscht, ist das T-Kreuz. Es findet sich in der Apsis, aufgestellt wie ein Tisch, auf dem die Tafel mit dem Text des wichtigsten Gebetes der Christen, dem Vaterunser, ruht. Und dieses Tau-Kreuz ist als Kleid Christi, verletzt und von blutigen Spuren gezeichnet – ein Jeanskleid, Kleid unserer Zeit – wie eine Reliquie in die Mauer schräg dem Altar gegenüber in die Wand eingelassen.

Zu den kosmischen Gesetzen, die in der Kapelle angedeutet sind, kommen die Gesetze des sich offenbarenden Gottes: In einem dreieckigen Winkel finden sich die Zähl-/Konsonanten) Zeichen für die Zehn Gebote und an der Wand, die den Eintretenden begrüßt, steht der volle Wortlaut des „Neuen Gebotes“, der Bergpredigt.

Man könnte vereinfachend sagen: Die Kapelle ist eine Kapelle der großen und endgültigen Gesetze, der natürlichen und der geoffenbarten.

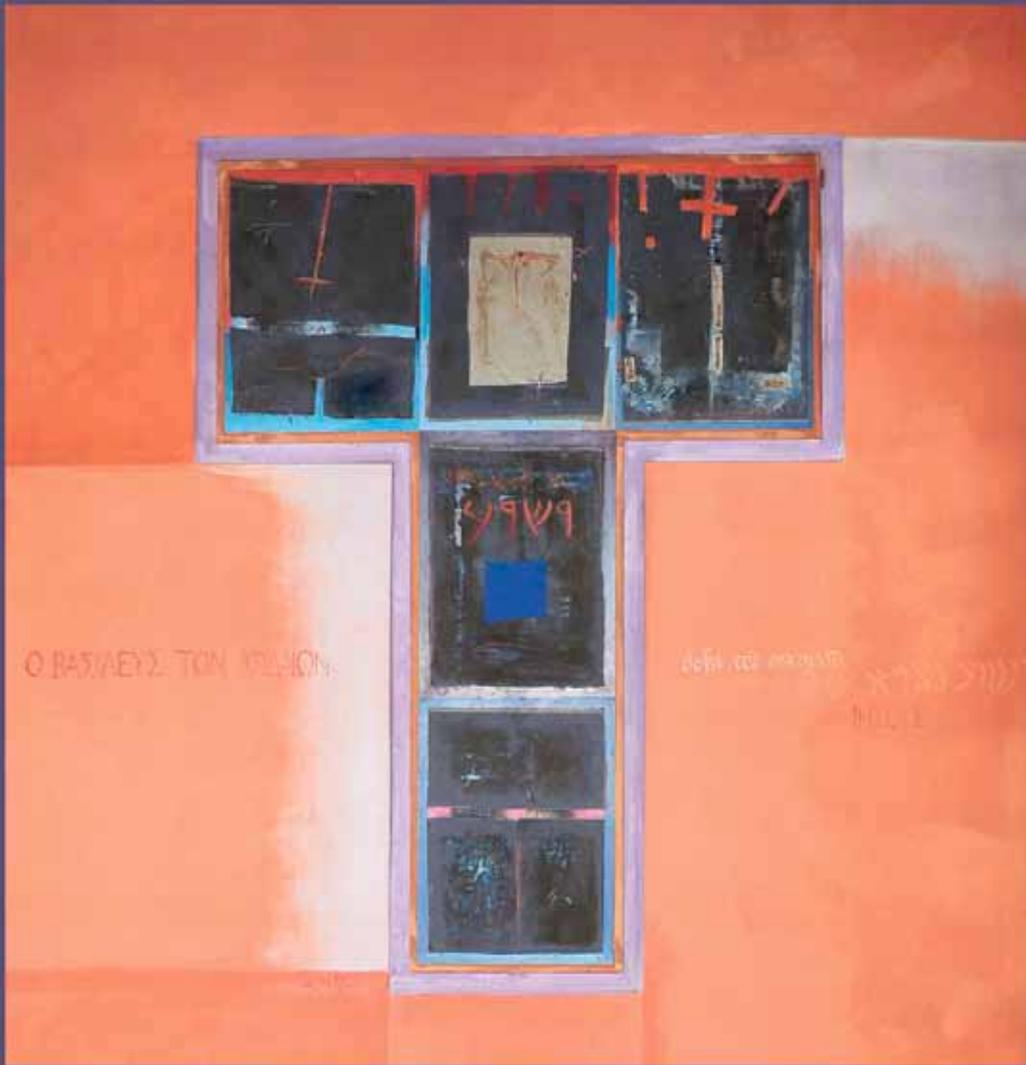
Zusätzlich sind heilige Zeichen früherer Kulturen und Religionen (etwa das Horusauge, Unsterblichkeitszeichen, Zeichen für die Seele auf ihrem Weg durchs Leben: Barke; Hoffnungssymbole) und kurze religiöse Formeln (Jerusalem ist heilig; Liebe, und tu was du willst, etc.) angebracht, die den Kapellenraum in die Tradition der Religionsgeschichte einbinden.

Ein Kranz verschiedener Kreuze – zwölf als Symbol der Apostel – umfängt die Apsis von außen. Der Altar ist einer gebrochenen Hostie als dem Brot des Lebens nachempfunden.

Als „Hausmutter“ ist eine alte Wallfahrtsmadonna, die in meiner Familie verehrt wurde, angebracht.



Josef Fink gestaltete 1984 die Kapelle in der Mosaik GmbH (ehemals Hirtenkloster). Die Hauskapelle wurde vom Architektenduo Kapfhammer/Wegan errichtet.



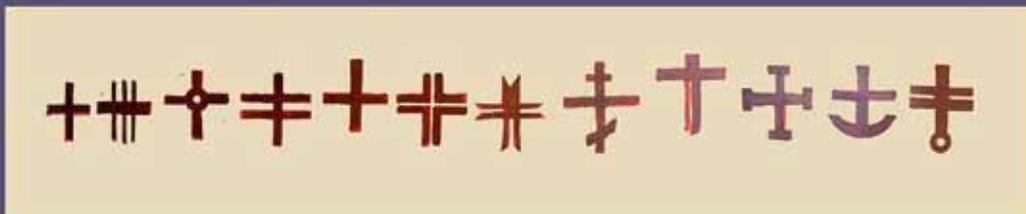
Tau-Kreuz ist als Kleid Christi, verletzt und von blutigen Spuren gezeichnet – ein Jeanskleid, Kleid unserer Zeit



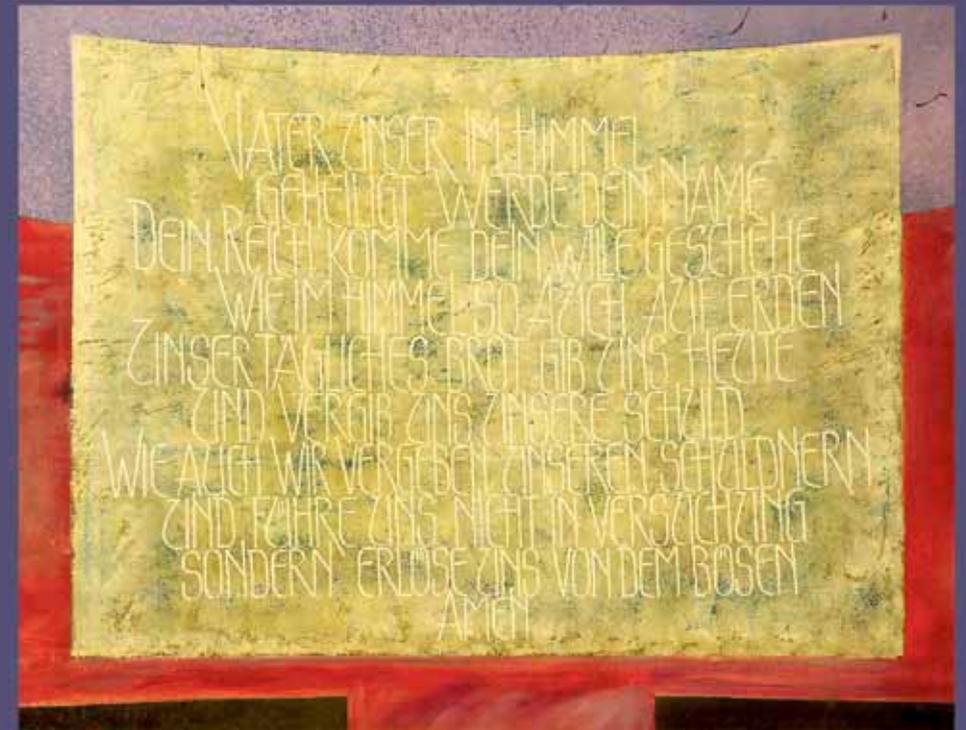
Gen-Spirale bis zu den Galaxien



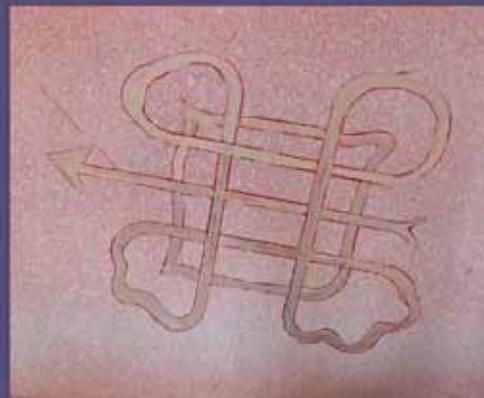
Gesetzestafeln des Moses



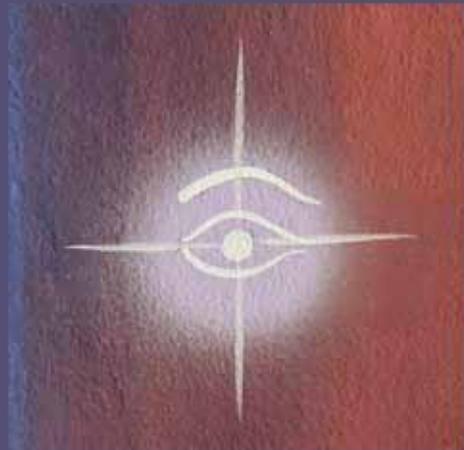
Zwölf Kreuze als Symbol für die Zwölf Apostel



Das Vater Unser als Altarbild, dahinter ein Tau-Kreuz



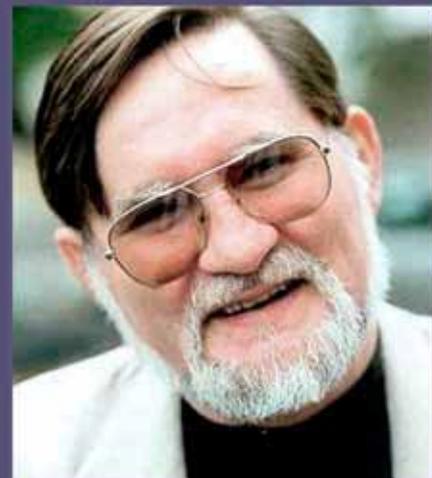
Unendlichkeitspiktogramme als heilige Zeichen früherer Kulturen und Religionen



Horusauge



Tanzbewegung der Teilchenspuren



Josef Fink (Foto: Amsüss)

Berichte

Unser Jakobsweg 2015

Barbara Liberda



Wie wir den Camino erlebt haben

Buen Camino! Diesen Gruß - man hört ihn hundertmal am Tag und ruft ihn den Radfahrern nach, die dann oft zurückwinken. Manchmal spricht man auch ein paar Worte, wenn man sich gegenseitig überholt, oder man geht auch ein Stück gemeinsam.

Unser Camino begann am 16. Juni 2015 mit dem Nachtzug nach Zürich, dann mit dem TGV nach Paris, das wir zweieinhalb Tage lang durchstriefen, um dann wieder mit dem Nachtzug nach Bayonne weiterzufahren. In Saint Jean Pied de Port kamen wir am 20. Juni mit dem Bus um die Mittagszeit an. Mit dem ersten Stempel im Pilgerpass erhielten wir die Prognose für schönes Wetter über die Pyrenäen, die höhenmäßig mit 1.400 m dem Schöckl entsprechen. Wir hatten auch wirklich traumhafte Aussicht und bedauerten alle, die hier bei Nebel oder Regen drüber mussten. Ab nun hatten wir 30 Tage Sonne mit Temperaturen bis zu 36°C oder 38°C! Auch

für Spanier „mucho calor!“ Sehr bald standen wir um 4.00 Uhr auf, um nach Nescafé-Frühstück und Jauserichten in der Morgendämmerung loszumarschieren, um am frühen Nachmittag – besser noch zu Mittag – in der Herberge zu sein.

Am späten Vormittag gab es meist einen Café con leche (also Kaffee mit Milch) vielleicht mit einem Croissant und, wenn wir in die Herberge kamen, gönnten wir uns ein Willkommensbier und eventuelle Jausenreste. Dann war Wäschewaschen angesagt, denn unsere Kleidung war so bemessen, dass jeden Tag etwas gewaschen wurde. Walters Rucksack wog ohne Wasser und Jause ca. 8,5 kg, Bärbl hatte 7 kg. Darin waren Kleidung, Sandalen, Regenzeug, Seidenschlafsack, eine Apotheke und Diverses, dazu noch 1,5 – 2 l Wasser.

Am Nachmittag machten wir, wie alle in Spanien, Siesta, dann Einkaufen für den nächsten Tag und abends gab es das Pilgermenü. Um rund 9 – 12 € bekam man Vorspeise, Hauptspeise, Postre und Wasser oder Wein, alles meistens sehr reichlich. Bei diesem Tagesablauf bewältigten wir zwischen 15 und 28 km pro Tag, im Schnitt waren es 18,3 Kilometer.

Am Camino liegen einige größere Städte: Pamplona, Estella, Logroño, Burgos, Leon, Astorga, Ponferrada, Sarria und Santiago. Dazwischen unzählige kleine Dörfer mit engen Gassen und vielen verlassenem, oft einsturzgefährdeten Häusern, die z.T. zum Verkauf angeboten werden oder auch im besten Fall zu Gästehäusern, sog. „Hostals“ ausgebaut wurden. So gibt es im winzigen, aber sehr schmucken Boadilla del Camino doch gleich fünf Herbergen! Foncebadón war vor zehn Jahren völlig verlassen, heute gibt es dort eine Bar, ein Restaurant, eine Pfarrkirche mit einer Herberge, auch ein Bauer mit Rinderzucht hat sich angesiedelt.

In jedem Ort führen Mauersegler unter lautem Schreien ihre Flugkünste vor, Schwalben verraten Viehzucht. Überall gibt es Hinweisschilder mit der gelben Muschel oder gelbe Pfeile, in manchen Dörfern führt eine spezielle Pflasterung in der Straßenmitte durch den Ort und es gibt alte Pilgerkreuze. Städte leisten sich in den Boden eingelassene Muscheln aus Messing – alle 200 Meter eine. Eigentlich bräuchte man keine Landkarte, um den Weg zu finden. Walter hatte aber am Handy das App „Osmand“, das

auch Bars, Tiendas und Herbergen anzeigte. So konnte man doch mit einiger Sicherheit wissen, wo man etwas zu essen bekommt.

Kaum bleibt man irgendwo stehen, um sich umzusehen, wird einem gleich der Weg bzw. die einzuschlagende Richtung gewiesen.

In Pamplona oder in Leon läuft das Männchen der Fußgängerampel bei grün mit Zeitangabe, die letzten paar Sekunden wird es immer schneller! Als Pilger hat man auch ohne Zebrastreifen Vorrang, meist begleitet von einem netten Winken.

Herbergen gibt es für jede Brieftasche. Es gibt noch einige Albergues, wo man nur um „donativo“ – also eine Spende – fürs Übernachten und Abendessen bittet. Dort ist es dann üblich, dass man beim Kochen und Abwaschen mitmacht. Albergues bieten Stockbetten an, staatliche Albergues meist in großen Schlafräumen ab etwa 5 €, private in kleineren Räumen ca. 10 € pro Bett. Hostals bieten Zwei- oder Mehrbettzimmer an mit Gemeinschaftsbad oder mit einem Bad am Zimmer. Man muss für ein Zweibettzimmer 20 – 35 € rechnen. Die Camino-Schuhe bleiben im Erdgeschoss. Hotels bieten Komfort ab 30 € pro Person. Die Sanitarräume sind durch die Bank blitzsauber. Sie sind meistens neu, zumindest sehr sorgfältig renoviert. Jedenfalls hatten wir nie Sorge wegen Fußpilz.

Von den Pyrenäen bis Pamplona begleiteten uns im Tal des Rio Arga Laub- und Mischwald. Nach dem nächsten Bergrücken herrschte schon die mediterrane Vegetation vor, Steineichen, Pinien und Hartlaubgehölze. Am Wegrand blühte und duftete der gelbe Ginster, daneben gab es Mohnblumen (Mohn schläft noch am frühen Morgen), Margeriten und Königskerzen, die wie richtige Kerzenleuchter aussahen und sehr groß waren (bis 1,5m Höhe).

Die Landwirtschaft ist bis Galicien auf Bewässerung angewiesen. Mais und gerade aufblühende Sonnenblumenfelder wechselten mit Weingärten (Rioja!). Gegen Westen kommen immer mehr Weizenfelder dazu. Dazwischen gab es von Büschen gesäumte Bachläufe. So lag da – von den vielen kleinen Anhöhen aus gesehen – ein immer neues farbenprächtiges, fast künstlerisches Landschaftsbild vor uns. Infolge der Bewässerung bilden sich in Senken immer wieder feuchte Wiesen oder Tümpel, die unzähligen

Störchen reichlich Nahrung bieten. Kirchtürme tragen je nach Größe ein bis fünf Storchennester.

Apropos Wasser: Flüsse dürfen sich ausbreiten! An Ufern, Sand- und Schotterbänken gibt es wunderbare Biotop. Reiher nisten selbst im Bereich der Meseta! Für den Ackerbau wurde schon seit den Römern ein ausgeklügeltes System von Kanälen errichtet. Sie sind bis zu zehn Meter breit, durchziehen das Land von Norden her und transportieren Unmengen von Wasser. Die Verteilung des Wassers erfolgt manchmal per Solarzellensteuerung, manchmal per Hand. Wir beobachteten einmal einen Bauern, der das Wasser aus einem kleinen Seitenkanal mit der Schaufel auf seinen Maisacker leitete und das alle 30 Meter.

Etwa ab Burgos (490 km vor Santiago) erstreckt sich die Meseta über etwa 170 km bis gegen Leon (trocken und heiß in ca. 800 bis 900 Meter Seehöhe). Meseta heißt eigentlich Hochfläche, wie es deren mehrere in Spanien gibt. Rund zehn Flüsse durchqueren die Meseta von Norden nach Süden, Büsche und Bäume kommen nur an den Ufern dieser Gewässer vor. In tiefliegenden Senken gibt es richtige kleine Oasen, wo oft eine Quelle entspringt. Getreidefelder, soweit das Auge reicht! Am frühen Morgen duftet es hier nach Brot, vielleicht durch den Tau. An manchen Stellen wird hektarweise aufgeforstet. Pinien oder Pappeln, je nach Verfügbarkeit von Wasser. Die kleinen Wälder sind wie mit dem Lineal gezogen angelegt.

Da wir uns nun schon seit mehr als 14 Tagen an die Hitze gewöhnt hatten, waren wir sehr positiv überrascht, als wir feststellten, dass in der Meseta ein leichter Wind blies. Manchmal schätzten wir am Vormittag die Windjacke und eine Kopfbedeckung. Es gab zwei Strecken von etwa 16 und 23 Kilometern, also rund vier bzw. 6,5 Stunden Fußmarsch, wo es kein Haus und keine Quellen gab. Der Weg wird aber nie fad, es geht immer bergauf oder bergab. Oft gibt es mehrere Möglichkeiten für den Weg. Entweder man folgt der Straße oder man geht entlang der alten Römerwege. Diese sind dann weniger frequentiert und wir fanden sie meist landschaftlich viel schöner. Die Blumen der Meseta sind Disteln in Violett oder Gelb, entlang der Felder gibt es immer Mohnblumen, Kornblumen, Wegwarte, auch Margeriten.

Kurz vor Leon bekamen wir für kurze Zeit zu spüren, was man der Meseta nachsagt: Nach sechs Stunden Fußmarsch war der Wind eingeschlafen, mörderische Hitze legte sich auf den schmalen, von Disteln und Dornen gesäumten Pfad, der entlang einer Asphaltstraße verlief. Aber plötzlich, wie aus dem Nichts, war da am Ortsbeginn von Mansilla ein großer Parkplatz, ein Freibad mit kleiner Bar, wo wir eisgekühltes Cola-Zitron und zwei Tapas erhielten.

Nach dieser Erfahrung wollten wir uns den 20 Kilometer-Hatsch durch die Vorstädte Leons sparen und mit dem Bus fahren. Es war aber Sonntag und der Bus kam einfach nicht. Da noch andere Spanier auf eine Fahrgelegenheit warteten, verständigten wir uns irgendwie darauf, ein Taxi zu rufen, aber: im nächsten Moment stand eines vor uns! – und brachte uns um 5 € pro Person im Handumdrehen ins Zentrum von Leon! **Das ist der Camino! Danke!**

Nach Leon wandert man durch die Heidelandschaft des Páramo nach Astorga und weiter zu den Montes de Leon, wo man auf etwa 1.500 m beim Cruz de Ferro mitgebrachte Steine ablegt, als Symbol für Lasten, die man im Leben nicht mehr tragen möchte. Nach dem recht steilen und steinigen Abstieg geht es rund 50 Kilometer durch das Bierzo, eine Weinbau- und Ferienregion. Um die Gäste zu verwöhnen, serviert man zum Wein Meeresfrüchte, sehr beliebt ist Tintenfisch. Der Atlantik ist ja nicht mehr allzu fern – ca. 200 km.

Schirmföhren und Zypressen verleihen den mit Weingärten bedeckten Hügeln einen Touch von Toscana. Für Maronibäume wird das Klima ideal. Nach Villafranca del Bierzo durchquerten wir auf dem wenig begangenen Camino Duro in 1.000 m Seehöhe einen ausgedehnten Wald mit tausenden 300 bis 500 Jahre alten „Maroniriesenbäumen“, die jeweils im Abstand von 15 m stehen.

Im darauffolgenden Valcarce-Tal trafen alt und neu aufeinander. Der Weg in das immer enger werdende Tal folgte der etwas verbreiterten Dorfstraße. Weiter oben verläuft die Überlandstraße und hoch über dem Tal nimmt die neue Autobahn den kürzesten Weg über die Kantabrischen Kor-dilleren. Unser Weg führt uns nun steil bergan nach O Cebreiro. Somit

waren wir schlussendlich in Galicien. Mit dem Grenzstein empfing uns Galicien mit dichtem Nebel und Nieselreg. In der Talherberge waren wir um 3 Uhr aufgestanden, um hier den Sonnenaufgang zu erleben! So trösteten wir uns in der Bar neben der Kirche mit Kaffee und Santiago-Torte.

Die arge Hitze war also gebrochen. Hier herrscht atlantisches Klima. Für die letzten 160 Kilometer begleiteten uns Sonne, Wolken und zum Glück nur kürzere Regenschauer. Man musste auch nicht so früh aufstehen, die Sonne ging erst nach 7 Uhr auf. Santiago liegt geographisch eine halbe Stunde nach GMT, d.h. Sonnenauf- und -untergang sind eineinhalb Stunden später als bei uns, es gilt aber die MEZ.

Ja, Galicien ist anders: Der Himmel scheint intensiver blau zu sein. Die Pinienzapfen einer bestimmten Art sind größer als die größten am Mittelmeer, sie wachsen auch direkt am Stamm.

Es gibt mehr funktionierende Computer als am gesamten restlichen Weg. Salz- und Pfefferstreuer stehen meistens am Tisch. Die Landschaft ist hügelig, ständig geht es bergauf und bergab. Die Vegetation ist üppig, die Wälder – zum Teil uralte Eichenbestände – sind bemoost und mit Flechten behangen. Infolge von Verwachsungen am Stamm schauen dich Gesichter von Gnomen oder Urtieren an. Für die Landwirtschaft braucht man keine Bewässerung. Allerdings hat der heurige Sommer der Landwirtschaft stark zugesetzt, manche Maisfelder waren regelrecht vertrocknet.

Nach Melide, ca. 50 km vor Santiago, gibt es richtige Eukalyptuswälder. Eukalyptus wurde vor 150 Jahren aus Australien eingeführt und wächst sehr schnell. Er wird zur Holzgewinnung angepflanzt. Da er aber viel tiefer wurzelt, ein Viertel höher wird als die heimischen Bäume und überdies Wurzelschösslinge bildet, wird er über kurz oder lang zu einem Problem in der Waldwirtschaft werden. Wir haben jedenfalls den wunderbaren Duft nach nächtlichem Regen genossen.

In den letzten 100 Kilometern vor Santiago steigt die Zahl der Pilger rapide an, weil man ab 100 km Fußmarsch die „Compostela“ bekommt (eine lateinische Urkunde). Kurzstreckenpilger mit Leichtgepäck fliegen im Laufschrift an uns Altgedienten vorbei. Gut dreiviertel davon sind

Jugendgruppen. Laut jährlicher Statistik sollen nur 10 – 15 % der Pilger, die in Saint Jean starten, auch in Santiago ankommen. Nun, wer hat aber wirklich Zeit, die 775 Kilometer bis Santiago in einem zu gehen?

Noch ein paar Bemerkungen zu Essen und Trinken

Für den Tagesbedarf konnten wir uns in den kleinen Tiendas (diese entsprechen unseren guten alten Greißlerläden) selbst versorgen. Dort gibt es alles Lebensnotwendige für das Frühstück, für die Jause inklusive Gemüse und Obst, häufig auch Wäscheklammern, Batterien und vieles mehr, was ein Peregrino halt so braucht. Bars führen außer Bier und Wein auch Kaffee, Croissants und Bocadillos, das sind pikant gefüllte Weckerln. Meist gibt es dort auch einfache Speisen. Kaffee kostet halb so viel wie bei uns, ausgesprochen teuer ist Schokolade. Wasser aus der Wasserleitung oder aus den diversen Brunnen (viele haben Trinkwasser) schmeckt schal, aber mit ein bisschen Zitronensaft (selbst frisch gepresst!) kann man gut und viel trinken und der Zitronensaft hält die Verdauung fit. Walter hat sich selbst ein Powergetränk gebraut: 1 l Wasser, 1 Kaffeelöffel Salz und zwei Kaffeelöffel Zucker. Danke für den Tipp! Am Abend haben wir das Pilgermenü sehr genossen: Nicht kochen, sich zum gedeckten Tisch setzen und ein gutes Essen bekommen, das hat was!

Welche Schuhe? Wegen der Hitze auf alle Fälle Sandalen – nach der täglichen Wegstrecke und wenn die festeren Schuhe Schmerzen bereiten. Feste Schuhe sollen Halt geben bei steilen, steinigem Weg bergab (die maximal 15 % des Weges ausmachen). In der Ebene müssen diese Schuhe den Fuß abrollen lassen, man darf sie nicht bis hinauf schnüren und nach Möglichkeit sollten sie wasserdicht sein.

Walter hat hohe Trekkingschuhe angehabt, vielleicht würde er das nächste Mal niedrigere und leichtere wählen. Bärbl wählte Halbschuhe wegen ihrer etwas zu breit geratenen und leider sehr druckempfindlichen Knöchel.

Positive Überraschungen

1. Die Meseta mit Wind. Sehr angenehm!

2. Der Weg führt nicht am Bankett von Überlandstraßen, wie es in Filmen manchmal gezeigt wurde. An gefährlichen Stellen im engen Tal schützen den Wanderer Betonleitwände.
3. Der Weg führt nicht mehr entlang des Flughafens von Santiago, man hat im Wald einen wunderschönen Weg angelegt.
4. Die Sanitäreinrichtungen von Herbergen sind blitzsauber.

Diese Zusammenfassung enthält neben unseren persönlichen Erfahrungen Antworten auf Fragen, die in der letzten Zeit an uns gerichtet wurden bzw. manche „Weisheiten“, die uns vor dem Weg ganz hilfreich gewesen wären.

Privates

Im Frühjahr 2015 haben wir beschlossen, unseren 40. Hochzeitstag am Camino zu feiern. Wir wussten nicht, was da auf uns zukommt, aber wir wollten es versuchen. Zirka 6 – 7 Wochen nur gehen, essen, trinken, müde werden, schlafen, leer werden, abschalten. – Es wurden genau 40 Tage!

Gleich der erste Tag war für Walter eine ziemliche Herausforderung. Da wir erst um 14.30 Uhr in Saint Jean starteten, gingen wir in der größten Hitze zwar nur 8 Kilometer, aber von 200 m auf 800 m Seehöhe und das mit dem noch ungewohnten Rucksack. Walter klopfte das Herz bis zum Hals, aber er sagt Bärbl lieber nicht, wie schleißig es ihm geht. Das war aber Gott sei Dank nur der erste Tag. Fallweise hat Walter Probleme mit Blasen, aber einfach Spitzwegerichblätter um die Zehen wickeln und Socken darüber, das heilt beim Gehen!

An drei weiteren Tagen hatte Walter noch Aussetzer, einmal war er total kaputt und ließ sich sofort ins Bett fallen und schlief zwei Stunden tief. Danach war er einigermaßen wiederhergestellt und am nächsten Tag schafften wir sogar 27 Kilometer in 6 $\frac{3}{4}$ Stunden Gehzeit.

Bei Bärbl war in der letzten Woche die Luft raus und der Rucksack schien doppelt so schwer. Vermutlich hat ihr der Nebel am Cebreiro den Nerv gezogen. Sie hat den heißen Sommer genossen mit Schirm und Sommerkleid! (War nicht die Einzige!)

Schön und wichtig für Walter war der Kontakt zu vielen netten Menschen jeden Alters. Sicher hat jeder auf dem Weg seine eigene Vorstellung, sein eigenes persönliches Ziel, aber man geht den gleichen Weg zum gleichen Ort, da fühlt man sich sehr schnell verbunden und redet auch bald persönlich, man hilft und lässt sich helfen. So kann man Freundschaften schließen in relativ kurzer Zeit, wie z. B. mit der Spanierin Julia und ihrem chinesischen Freund Lu Pin. Wir trafen sie beim Aufstieg nach Orisson mehrmals und beim Abendessen sind wir nebeneinander gesessen.

Drei Tage später trafen wir sie wieder und gingen mit ihnen 2 Stunden bis Pamplona. Da sie dort aufhören mussten, verabschiedeten wir uns von ihnen so, als hätten wir uns schon jahrelang gekannt.

Vater Jens und Sohn Lucas, 12 Jahre alt, kamen aus Dänemark, gingen den Weg auch ab St. Jean. Immer wieder trafen wir sie und freuten uns besonders, sie auch in Finisterre wiederzusehen.

In Leon lernten wir Jenny und Leo aus Australien mit ihren sechs Kindern zwischen 12 und 22 Jahren kennen. Rund 200 km trafen wir sie immer wieder, bis sie uns auf dem letzten Stück „davongezogen“ sind.

Das waren nur einige Freunde, die wir auf diesem Weg kennengelernt haben. Es gibt aber auch einige, die mit Walkman gehen und nicht rechts und links schauen.

Etwas die erste Woche war normales Wandern – soweit man es bei der Hitze als normal bezeichnen kann – , aber später fällt langsam wirklich alles ab und man ist einfach nur mehr unterwegs.

Wenn man es zulässt, wird man, öfter als man glaubt, geführt.

Der Camino hat aber auch andere Seiten: Zum Beispiel lässt er dich stolpern, wenn du nicht bei der Sache bist. Das heißt, wenn du dich mit Dingen beschäftigst, die dich eigentlich nichts angehen. Er lässt dich Leute treffen, die dir Dinge in Erinnerung rufen, die du schon lange sorgsam beiseite gestellt hast ... sooft, bis du mit diesen Dingen Frieden schließt.

Die Natur, besonders die herrlichen Sonnenaufgänge, die Blumenpracht entlang des Weges – auch in der Meseta – sowie die vielen Schmetterlinge, sind schöne Begleiter und ermuntern immer wieder zum Weitergehen. Bärbls Motor war die Spannung, wie geht es morgen weiter?

Auf diesem Weg kommt man an vielen Kirchen vorbei, einige geschlossen. Besonders gefallen haben uns die Kathedrale in Burgos, die herrlichen Glasfenster der Kathedrale in Leon und die vielen größeren und kleineren romanischen Kirchen.

Die erste davon, Santa Maria de Eunate (Baskisch: Maria von den 100 Toren), veranlasste uns zu einem vier Kilometer langen Umweg, weil wir sie schon von früher kannten und unbedingt wiedersehen wollten. Diese Kirche ist, wie etliche andere, ein ungeheurer Kraftplatz.

150 km westlich, in Torres del Rio, steht die Grabeskirche (ebenfalls romanisch), auch wieder ein ganz gewaltiger Kraftplatz, wo man wunderbar meditieren kann. Besonders gefreut hat uns, dass wir die Kirche von Frómista besichtigen konnten. Wir hatten Glück, denn kaum hatten wir die Kirche verlassen, wurde zugesperrt.

In Samos steht ein großes Kloster und etwas abseits davon eine kleine Kapelle aus dem 9. Jahrhundert, genannt „Capilla del Cipres“, weil neben der Kapelle eine gleich alte Zypresse steht! Diese Kapelle dürfte eine Einsiedelei und der Ursprung des Klosters gewesen sein. Bärbl mochte den Platz in der Kapelle, aber für Walter war der Platz neben der Kapelle direkt am Fluss ein faszinierender Ort. Es hat ihn richtig dorthin gezogen, er setzte sich dort auf die Mauer und war einfach da.

Die beiden Bronzestatuen stehen am Monte Gozo, dort, wo man die Kathedrale das erste Mal erblickt.



In der Kathedrale in Santiago waren wohl immer viele Leute unterwegs, aber es war ein gewisser Bereich abgesperrt, wo nicht fotografiert werden sollte und wo man als Pilger auch beten konnte. Für Walter war dieser Platz trotz des Rummels rundherum ergreifender als eine Seitenkapelle, wo absolute Stille herrschte: Hier an dieser Stelle haben die Leute jahrhundertlang gebetet und irgendwie spürt man das auch.



Beim dritten Anlauf haben wir auch die Zeremonie des „Botafumeiro“ erlebt: Fünf Männer bringen das große Weihrauchfass im Querschiff zum Schwingen. Als wir nach Hause kamen, war Bärbls erster Kommentar: Eigentlich kann man das alles, was wir erlebt haben, gar nicht erzählen ... es war so wunderschön!!!



Auf dem Jakobsweg

19. KLE-Kunst- und Kulturfahrt ins Zirbenland, 30. April 2016

Maria Gobiet

Nach dem heftigen Wintereinbruch Ende April war es wie ein Wunder, als wir bei strahlendem Sonnenschein und wolkenlosem Himmel in großer Zahl (mehr als 60 Teilnehmer) unter Manfred Gollowitschs Führung ins Murtal aufbrachen.

Die spätgotische Wallfahrtskirche Maria Buch war die erste Station. Das ist eine dreischiffige Hallenkirche mit einer neugotischen Turmspitze. Was nicht nur hier, sondern den ganzen Tag über auffiel, war der gute Zustand der besichtigten Kirchen, bzw. deren behutsame und fachkundige Restaurierung.



Maria Buch, Gnadenbild

Das ist sehr erfreulich. Der mächtige Hochaltar in Schwarz und Gold aus dem Jahr 1651 trägt bemerkenswerte Heiligenfiguren aus der Judenburger Werkstätte und ist Mariä Himmelfahrt geweiht. Unter einem Baldachin steht eine spätgotische Marienstatue mit einer barocken Krone, und darunter befindet sich ein silberner Rokokotabernakel. Interessant waren auch die hohen Türkenkerzen im Altarraum und viele, viele Heiligenfiguren im ganzen Kirchenraum.

Hier gingen zwei Personen verloren, allerdings nicht für lange. Dabei zeigte sich wieder einmal die Qualität unserer routinierten KLE Gruppe und deren Reiseleiter. Bald und unaufgeregt waren wir wieder vereint.

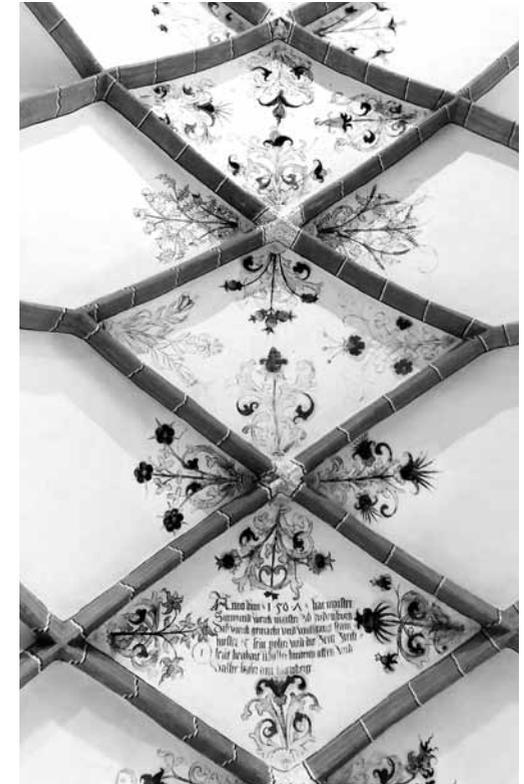
Und weiter ging es nach Weißkirchen in die Pfarrkirche, die dem heiligen Veit gewidmet ist. Das ist eine mehrmals umgebaute und 1480 neu-

erbaute zweischiffige Kirche, die im 16. Jhdt. nochmals erweitert wurde. Anfang des 20. Jhdts. wurde sie zu einem großen Teil abgerissen und vom Grazer Architekten Hans Pascher neu errichtet. Die Filialkirche St. Andreas in Baumkirchen, nicht weit entfernt, ist eine spätgotische 4-jochige Kirche, deren Netzrippengewölbe mit besonders schöner, zarter Blumen- und Rankenwerkmalerei verziert ist. Die reiche Ausstattung weist auf die Gründerfamilien der Eppensteiner, der Saurau hin. Deren Wappen sind auch zu sehen, außerdem wertvoller Freskenschmuck und Wandmalerei. Die Kirche hat keinen Turm, sondern einen Dachreiter mit Spitzhelm.

Nicht weit davon entfernt liegt der Info-Pflanzenhof Zirbenland, wo wir einiges über die hiesige Produktionsgemeinschaft erfuhren, die sich der Vermarktung von Zirbenprodukten widmet. Wir erfuhren, wie lange es dauert, bis eine Zirbe auch nur einigermaßen groß ist und kosteten und kauften alles Mögliche.

Danach gab es ein gutes Mittagessen, und weiter ging es. Allerdings aus Zeitmangel und auch wegen der noch winterlichen Verkehrsverhältnisse musste einiges gestrichen werden. Aber die Überfülle der schon besichtigten Schätze und der noch zu erwartenden war ohnehin reichlich. Noch immer strahlte die Sonne und glitzerte der beschneite Zirbitzkogel in atemberaubender Schönheit.

Unsere nächste Station war Kathal mit einer kleinen gotischen Katharinenkirche. Sie hat ein steiles Satteldach



Kathal, Netzrippengewölbe

mit Dachreiter und innenliegenden Strebepfeilern. Der Innenraum ist zum größten Teil barockisiert. Besonders schön ist der Blick gegen die hölzerne Empore, über die sich das zartbemalte Netzrippengewölbe spannt. Im Ausgangsbereich fällt ein spätgotischer Flügelaltar auf, dessen Predella die Ursulalegende zeigt. Davor könnte man lange stehen und schauen, denn es gibt sehr, sehr viel darauf zu sehen. Allein diese Predella wäre die Fahrt wert gewesen.

Über eine Straße, die unserem Busfahrer einiges abverlangte, kamen wir schließlich nach Obdachegg, in die Heimat der Renate Götschl und des Märtyrerpfarrers Heinrich Dalla Rosa (hingerichtet im Jänner 1945). Dort steht eine ummauerte Wehrkirche aus der Mitte des 15. Jhdts., die dem hl. Georg gewidmet ist. In der Kirche, aber auch am Friedhof sind Bilder von Franz Weiss zu finden. Der Volksaltar wurde von Renate Götschl gestiftet. Er besteht aus dem Kalkstein, der in der Umgebung zu finden ist.

Es war überall zu sehen, dass die Volksaltäre mit viel Überlegung und Bezügen zu den jeweiligen Gotteshäusern sehr sensibel eingefügt wurden.

Schließlich gelangten wir nach Obdach, unserer letzten Station des heutigen Tages. Dort konnte uns unser Bus das erste Mal nicht bis nahe an unser Ziel bringen. Wegen der Aufstellung des Maibaums war die Durchfahrt gesperrt, was uns allerdings nicht weiter behinderte. Im Gegenteil, es war schön, an diesem wunderschönen Tag ein Stück zu gehen.

Hier gab es zwei Kirchen zu besichtigen, die Spitalkirche „Unsere liebe Frau“ und die dem hl. Ägydius gewidmete Pfarrkirche.

Die Spitalkirche ist ein mehrfach erweiterter Bau mit einem sechsseitigen Dachreiter mit Laterne und Zwiebel auf dem steilen Satteldach. An der N-Seite befindet sich eine Wandmalerei von Switbert Lobisser (Soldat mit Engel) aus dem Jahr 1930. Im Innenraum finden sich viele gotische Kostbarkeiten, aber der absolute Höhepunkt unserer Fahrt war der „Obdacher Bauernpapst“, eine thronende Papstfigur aus dem Ende des 15. Jhdts. Die bemalte Figur lehnt vornübergebeugt in einem Stuhl, mit dem ernststen, wetttergegerbten Gesicht eines Obdacher Bauern, der sein Tagwerk voll-

bracht hat, aber trotz Müdigkeit aufmerksam zuhört, den Zeigefinger mahnend erhoben.

Unser letztes Ziel war die auf einer kleinen Anhöhe gelegene Pfarrkirche. Ihr barocker Turm mit Zwiebelhelm und offener Turmhalle ist weithin sichtbar. Auch an dieser Kirche sind die Merkmale von Gotik, Renaissance und Barock außen und innen zu sehen. Der barocke Hochaltar zeigt nicht nur den hl. Ägydius, sondern eine Vielzahl von bemerkenswerten Heiligenfiguren. Auch die schöne Barockkanzel fällt auf.

Nun neigte sich unsere Reise dem Ende zu, und wir bestiegen unseren Bus ein letztes Mal. Noch immer schien die Sonne, der Schnee blitzte von den Bergen, und es war warm. Mich erfüllte ein großes Gefühl der Dankbarkeit für diesen schönen Tag gegenüber unserem so kundigen und enthusiastischen Reiseleiter, der es immer wieder schafft, uns zu zeigen, wie viel Großartiges und Schönes es in unserer unmittelbaren Nähe zu sehen gibt, gegenüber dem unermüdlichen Organisator und nicht zuletzt für die gute Reisegemeinschaft.

Danke für alles!



Obdach, „Bauernpapst“

Buchempfehlungen

Sakral : Kunst. Innovative Bildorte seit dem II. Vatikanischen Konzil in der Diözese Graz-Seckau

Herausgegeben, ausgewählt und mit Texten erläutert von der
Kunstkommission der Diözese Graz-Seckau.

Mit einem Einleitungssessay von Johannes Rauchenberger.

Verlag Schnell & Steiner, Regensburg 2015. 335 Seiten, € 35,-

Manfred Gollowitsch

Diese hervorragende Neuerscheinung beschäftigt sich mit der Neugestaltung von Kirchen und Kirchenräumen in der Steiermark seit dem II. Vatikanischen Konzil. So werden Beispiele neuerer Sakralkunst mit hohem künstlerischen und spirituellen Potential vorgestellt.

Das Autorenteam (Hermann Glettler, Heimo Kaindl, Alois Kölbl, Miriam Porta, Johannes Rauchenberger, Eva Tangl) beschreibt spannend und zweisprachig (Deutsch, Englisch) „innovative Bild – Orte“ und dokumentiert diese durch qualitativvolles Bildmaterial.

Die Kategorien (Raum, Bild, Fenster, Kreuz, Mitte, Öffnung) dienen als Gliederung und sind übersichtlich und aufschlussreich ausgeführt.

RAUM: U.a. Innenhof des Priesterseminars Graz, Pfarrkirche Feldbach, Kreuzweg Mitterdorf im Mürztal, Pfarrkirche St. Andrä-Graz ...

BILD: U.a. Engelkapelle der Stiftsbasilika Seckau, Stift Rein, Kapelle im Bildungshaus Mariatrost-Graz, Stiegenkirche Graz, Emmauskapelle Wernersdorf, Pfarrkirche St. Andrä Graz, Pfarrkirche Schutzengel Graz ...

FENSTER: U.a. Pfarrkirche Gnas, Pfarrkirche Graz-Münzgraben, Kapelle im Priesterseminar Graz, Pfarrkirche Christkönig-Graz, Pfarrkirche Thörl, Pfarrkirche Hönigsberg ...

KREUZ: U.a. Pfarrkirche Schirmitzbühel-Kapfenberg, Kapelle im Priesterseminar Graz, Pfarrkirche St. Andrä Graz, Kalvarienberg Graz ...

MITTE = ALTAR: U.a. Pfarrkirche Weißkirchen, Herz-Jesu-Kirche Graz, Pfarrkirche Hausmannstätten, Leechkirche Graz, Pfarrkirche St. Oswald in Kapfenberg, Pfarrkirche Pöls, Seelsorgezentrum Graz-Kroisbach, Frauenberg-Admont, Pfarrkirche Oberzeiring, Expositur Graz-St. Lukas, Pfarrkirche Übelbach ...

ÖFFNUNG: U.a. Pfarrkirche Leoben-Hinterberg, Pfarrkirche Wagna, Filialkirche Aigen i. E., Seelsorgezentrum Graz-Ragnitz, Einsegnungshalle am Steinfeldfriedhof Graz, Dorfkapelle Penzendorf bei Hartberg ...

Faszinierend wird im gesamten Werk das Zusammenspiel zwischen Altsubstanz und Neuinszenierung dargestellt. Dieser wichtige Dialog bedeutet jedoch eine Herausforderung für Gesellschaft und Kirche. Veränderungen in den Kirchenräumen verdeutlichen auch Umdenken, Umgestaltung im liturgischen, religiös-interpretatorischen Bereich. Die Auseinandersetzung mit sakraler Kunst soll innovativ und inspirierend sein. Dem wird diese bemerkenswerte Veröffentlichung zur steirischen Kirchenkunst gerecht. Das Buch sollte in keinem christlichen Haushalt, der sich mit sakraler Kunst und den Veränderungen des II. Vatikanischen Konzils auseinandersetzt, fehlen.

Sehr empfehlenswert!

Ernst Goll, Eine Nachlese.

Hrsg. von Christian Teissl. Graz 2015

(= Veröffentlichungen der Stmk. Landesbibliothek, Bd. 39)

Wolfgang J. Pietsch

Der südsteirische Lyriker Ernst Goll (1887 – 1912) ist in unserer Gemeinschaft kein Unbekannter. Seine Gedichte wurden auf Fahrten in die ehemalige Untersteiermark immer wieder vorgetragen, etwa anlässlich der Jahrestagung im Juli 2004. So z. B. sein Weingartenlied.

Weingartenlied

*Reben, die lange entblättert sind,
frieren und liegen darnieder,
über die Hänge im Abendwind
weinen Klapotezalieder.*

*Weinen um all die vergangene Lust,
Ernte und Winzergelage,
wecken in meiner ruhigen Brust
Sehnsucht verklungener Tage.*

*Gib mir noch einmal, braunäugiges Kind,
deine verdurstenden Glieder! -
Nutzlose Klage! Im Abendwind
weinen Klapotezalieder.*

Unter eines Tages Summe

*Unter eines Tages Summe
ist der schwarze Strich gemacht,
und wir reichen uns die stumme
Hand zum Abschied: „Gute Nacht!“*

*Schien die Sonne uns vergebens?
Oh, wir sagen lächelnd: „Nein!“
Und ins goldne Buch des Lebens
schreiben wir: Beisammensein ...*

Goll war ein Dichter von Versen hoher Musikalität und schwermütiger Gedanken. Man hat ihn literaturgeschichtlich zu den Frühexpressionisten gereiht und ihm Verwandtschaft mit Hölderlin, Lenau und Hugo Wolf attestiert. Mit letzterem teilte er den Geburtsort: Windisch Graz, heute Slovenj Gradec. Dort gibt es heute für Wolf ein eigenes Museum, für Ernst Goll zumindest eine Gedenktafel. Glücklicherweise liegt seine Lyrik seit 2012 in einer Neuausgabe vor: Im bitteren Menschenland, Hamburg, Igel Verlag,

hrsg. ebenfalls von Christian Teissl. Im nun vorliegenden Band sind Lebenszeugnisse und weitere poetische Texte veröffentlicht, die in der Steiermärkischen Landesbibliothek aufbewahrt werden. Wie Teissl in der aufschlussreichen Einleitung schreibt, darf man sich keinen „neuen Goll“ erwarten, keine literarischen Sensationen, „wohl aber den einen und anderen Aufschluss über die Persönlichkeit des Dichters und über die verschiedenen Milieus, in denen er sich bewegte.“ Alle Texte erscheinen hier erstmals im Druck und sind als Bausteine einer noch ungeschriebenen Biographie zu sehen. Abgedruckt sind hier Postkartengrüße, poetische Kostproben (zumeist sogenannte „Kasualpoesie“, d. h. Gelegenheitslyrik), Golls Versuche als Theaterkritiker, dazu eine Fülle von Fotos und Faksimiledrucken aus der damaligen zumeist Grazer Presse und Proben seiner Handschrift. Den Band beschließt ein „Editorischer Anhang“. Unter den poetischen Texten ist manch Bemerkenswertes zu finden: so z. B. eine „Rodelhymne“ (S. 55 ff.) oder ein Gedicht über die „Skifahrer“ (S. 53). Mit großer Akribie hat der Hrsg. die Texte kommentiert, wobei auch auf so manch tragisches Ereignis im Verhältnis zwischen Deutschen und Slowenen ein Licht fällt: Die Braut, der Goll zur Hochzeit ein Gedicht gewidmet hat (abgedruckt S. 65-68), wird ca. 30 Jahre später „am 11. Mai 1945 beim Transport in das KZ-Lager Gutenhag erschossen.“

Das und vieles mehr hat der Hrsg. getreulich recherchiert und damit ein Buch vorgelegt, das allen Freunden von Golls Lyrik wertvolle Ergänzungen bietet.

Ein literarisch-musikalischer Abend zu Ernst Goll mit Buchpräsentation und Lesung von Christian Teissl

– findet am Dienstag, dem 14. Juni um 18 Uhr im Veranstaltungssaal der Steiermärkischen Landesbibliothek in Graz statt. Zugang über den Lesliehof/Raubergasse im Joanneumsviertel. Herzliche Einladung!

Aus unserer Gemeinschaft

Wir trauern

Wir trauern mit unserer ehemaligen Schriftleiterin Dr. Gertrude Ulbel-Reiter um ihren verstorbenen Ehemann Prokurist Richard Ulbel.

Zu den weiteren Fahrten 2016 unserer Erziehergemeinschaft

Karl Haas

61 Personen haben bereits am Samstag, dem 30. April 2016, die **19. Kunst- und Kulturfahrt mit OStR Manfred Gollowitsch** in den Raum Obdach mit Begeisterung erlebt.

Wenn Sie dieses Heft 2 des laufenden Jahres in Händen halten werden, haben 46 Frauen und Männer auch die **31. Bildungsfahrt** in das an **Sehenswürdigkeiten so reiche Land Südtirol** bereits in ihren Erfahrungsschatz eingeordnet.

Die drei folgenden Bildungsfahrten stehen für den kommenden September noch auf dem Programm. Ich lade Sie/Dich sehr herzlich ein, wenn dies noch nicht geschehen ist, sich für eine oder alle diese Fahrten vormerken zu lassen (Adressen siehe unten). Nach der Vormerkung bekommen Sie/bekommst Du das Programm mit genaueren Informationen zu den jeweiligen Fahrten sowie mit der Einladung, sich fix zur Teilnahme anzumelden, zugeschickt.

1. | Bildungsfahrt durch die Schweiz nach Burgund – 8. bis zum 18. September:

Diese 11-tägige Bildungsfahrt wird meine letzte größere Fahrt sein! Da wir mit einem Bus unterwegs sind, haben wir die Möglichkeit, auch wichtige Städte und Sehenswürdigkeiten in der Schweiz zu besuchen. Über Nachmeldungen zu dieser Fahrt würde ich mich ganz besonders freuen.

2. | 20. Kunst- und Kulturfahrt in den Raum St. Lambrecht – Samstag, 24. September

3. | Bildungsfahrt in den nördlichen Teil des Burgenlandes – 26. bis 30. September:

Diese Fahrt wird z. Z. von OStR Manfred Gollowitsch inhaltlich vorbereitet. Manfred wird uns auch durch dieses für relativ viele von uns noch wenig bekannte Gebiet Österreichs führen.

Meine Adressen: Karl Haas, 8010 Graz, Harmsdorfgasse 16;
Fax: 0316/471105; E-Mail: kehaas@aon.at

Geplante Kulturfahrten und -reisen mit Roswitha Von der Hellen

5. bis 6. Dezember 2016 (Montag/Dienstag): **Adventfahrt** zum Nikolospiel in Bad Mitterndorf, Besichtigung der Kirchen von Aigen, Irdning, Öblarn u.a. Detailliertes Programm folgt.

7. bis 8. April 2017: Fastentuchekursion nach Kärnten

2. bis 9. Mai 2017: Busreise Graz – Prag – Dresden (2 ÜN) – Berlin (4 ÜN) – Leipzig (1 ÜN)

3. bis 10. September 2017: KORSIKA- Bus-Rundreise (auch Bademöglichkeit) mit Flug.

Unverbindliche Interessensbekanntgabe/ Voranmeldungen für die Planung erbeten! roswithavdh@gmx.at oder 0664 920 1950

Einladung zur Seggauberger Familiensingwoche 2016
So., 28. bis Sa., 3. September 2016, Schloss Seggau bei Leibnitz
(Steiermark)



Künstlerische Leitung und Gesamtleitung: Reinhold Haring

Die Anmeldung ist auch über unsere neue Homepage möglich:

www.familiensingwoche-seggau.at. Fragen zur Homepage-Anmeldung

bitte an: Wolfgang Haring, Mobiltel.: +43 650 6019999

NEU: Briefanmeldung bitte an Wolfgang Haring!

Organisatorische Dinge betreffend wenden Sie sich bitte an:

Gunter Pachatz, Mobiltel.: +43 664 4551196,

E-Mail: g.pachatz@aon.at

Programmangebot

Singen im Plenum und in Kleingruppen

Teilnahme an Studios

A) Alte Musik – 10 Jahre Anima e passione – Norbert Brandauer

B) Popmusik – Georg Lenger

C) Young Voices – coole Musik für junge Leute von 10–14 Jahren
– Christa Hofer

Bitte am Anmeldeformular **nur ein Studio** für die ganze Woche wählen!

– Einzelstimmbildung (gegen Bezahlung!)

– Instrumentales Musizieren, Volkstanz

– Hausmusik- und Literaturabend

– Betreuung der musizierenden und noch nicht musizierenden Kinder

Mitarbeiter

Chorleitung: Norbert Brandauer (Gesamtchor, Studio) Reinhold Haring (Gesamtchor, Männerchor) Christa Hofer (Jugendchor, Studio) Georg Lenger (Studio) Markus Zwitter (Gesamtchor, Frauenchor)

Stimmbildung: Helmut Haas

Instrumentales Musizieren: Karl Hofer

Musikalische Kinderbetreuung, Musical: Katarína Pachatz, Eva Woldrich

Betreuung nicht musizierender Kinder (Kindergarten): Nadin Hutter,
Mariella Kainz

Korrepitition: Birgit Schweighofer

Homepage und Systembetreuung: Wolfgang Haring

Organisatorische Leitung: Gunter Pachatz

Die Kapellenfenster von Edith Temmel im Haus Carnerigasse 34

Helmut Schlacher

Öfter werde ich gefragt, ob die Galerie Carneri noch besteht, und was in dem jetzigen Haus Carnerigasse 34 drinnen ist.

Antwort: Die Galerie Carneri existiert seit 2008 nicht mehr. Am 28. Oktober wurde auch der Verein der Freunde der Galerie Carneri aufgelöst. Jetzt beherbergt das Haus Mietwohnungen. In einer wohnt die ehemalige Leiterin des Hauses Dr. Christine Filipancic.



Die Fenster von Edith Temmel der ehemaligen Kapelle sind aber „gerettet“.

Sie sind im 3. Stock rechts vom Liftausgang im Gang ausgestellt. Man muss nur das im Parterre liegende Büro bitten, die Haustüre zu öffnen.

Zu guter Letzt!

Karl Haas

Diesmal möchte ich wieder einmal Gedanken vom bekannten und geschätzten Benediktinerpater **Anselm GRÜN** zitieren, in denen er sich mit dem **Gelassen-Sein** auseinandersetzt. Je älter wir werden, umso mehr **Gelassenheit** brauchen wir. Allein im Rückblick auf unser Leben wird uns ja Gelassenheit abverlangt. Wir können nichts am Vergangenen und an unse-

ren Fehlern mehr ändern, wir dürfen es aber in Dankbarkeit annehmen, denn die reiche Lebenserfahrung schenkt uns Möglichkeiten, daraus für das **Jetzt und Hier** zu lernen und diese Lernfähigkeit bis in hohe Alter sichtbar und erfahrbar für unsere Mitmenschen zu machen. Diese meine Erfahrungen und mein **Zulassen** lassen mich große und tiefe Freude in Dankbarkeit erleben und jeden neuen Tag als ein Geschenk Gottes herzlich begrüßen.

Hier nun der Text von Anselm Grün:

„Gelassen ist ein Mensch, der Dauerhaftigkeit und Festigkeit ausstrahlt. Man merkt diesem Menschen an, dass er nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen ist. Er lässt sich nicht durch jede Meinung von seinem klaren Standpunkt vertreiben. Doch sein Standpunkt ist nicht starr und unbeweglich. Er steht nicht wie ein Betonpfeiler, sondern wie ein Baum, der zwar vom Wind hin und her bewegt wird, aber fest verwurzelt in der Erde ruht. Gelassen vermag zu sein, wer gesunde Wurzeln hat. Er ruht in sich. Der Baum überdauert Stürme, Sonnenschein und Regen. Er sieht gute und böse Tage. Er wächst weiter, auch wenn es um ihn herum tobt.“

Lassen Sie sich herzlich zum Bedenken der Gedanken von P. Anselm Grün einladen und in Stille und mit Freude den kommenden Zeiten in Gelassenheit entgegen gehen.

Sehr herzlich
Ihr/Dein Karl Haas

Offenlegung nach dem Mediengesetz

Inhaber der Zeitschrift „Begegnungen“: Katholische LehrerInnen- und ErzieherInnen-Gemeinschaft Steiermark (KLE), 8010 Graz, Bischofplatz 4; <http://ka.graz-seckau.at/kle>; E-Mail: ka.kle@graz-seckau.at; Vorsitzender: Wolfgang J. Pietsch, wolfgang_j.pietsch@aon.at; Schriftleiter: Helmut Schlacher, helmut.schlacher@aon.at – Beiträge an diese Adresse erbeten. Redaktionelle Mitarbeit: Maria Gobiet, Karl Haas, Wolfgang J. Pietsch, Katharina Wesener, Gertrude Ulbel-Reiter; Fotos: Amsüß, Gobiet, Libe-da, Redaktion. Blattlinie: Kommunikationsorgan der KLE; Layout & Satz: Ini Schnider, Druck: REHA DRUCK: Druckerei der REHA – Dienstleistungs- und Handels GmbH mit dem Ziel, behinderte Menschen zu beschäftigen und auszubilden. Viktor-Franz-Straße 9, 8051 Graz
Die Verantwortung für den Inhalt und die sachliche Richtigkeit der einzelnen Beiträge liegt ausschließlich bei den Autorinnen und Autoren.

10. Juli 2016, 10:00 Uhr, Turmfest am Karberg

in Großklein: Zum 50. Tag der Priesterweihe im Dom zu Graz feiert **Helmut Schlacher** mit seiner ehemaligen Pfarre und allen Freunden die Festmesse im Freien. Die Festpredigt hält Dechant Mag. Ferdinand Köck. Anschließend ist Frühschoppen mit der Marktmusikkapelle Großklein. **Der Jubilar würde sich freuen, Weggefährten aus der Gemeinschaft Katholischer Erzieher begrüßen zu können.**



18. bis 23. Juli 2016: XV. Wanderwoche – Wege nach oben

mit Gertrud Zwicker und Hans Schmied

8. bis 19. September: Bildungsfahrt nach Burgund

24. September: 20. Kunst- und Kulturfahrt

in den Raum Mariahof/St. Lambrecht

26. bis 30. September: Bildungsfahrt

in den nördlichen Teil des Burgenlandes

28. August bis 3. September 2016: Seggauberger Familiensingwoche

mit Reinhold Haring

5. bis 6. Dezember 2016 (Montag/Dienstag): Adventfahrt zum Nikolo- spiel in Bad Mitterndorf, Besichtigung der Kirchen von Aigen, Irdning, Öblarn u.a.

Österreichische Post AG
info.mail Entgelt bezahlt



KATHOLISCHE 
KIRCHE STEIERMARK

Falls unzustellbar, bitte retour an:
Katholische LehrerInnen und ErzieherInnen Gemeinschaft Steiermark
8010 Graz, Bischofplatz 4/III

